

XLV. Jahresbericht

des

Historischen Vereins

für

die Grafschaft Ravensberg

zu Bielefeld

1 9 3 1



Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld

Inhalt

	Seite
Bericht des Vorstandes	III
v. Sjing, Familiengeschichten. Mit zwei Abbildungen	1

Allgemeiner Bericht über das Jahr 1930

Von Dr. Lena Lappe, Schriftführerin des Historischen Vereins

Die Veranstaltungen des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg wurden im Kalenderjahr 1930 durch zwei sehr anregende Vorträge eingeleitet. Am 12. Februar sprach in der überfüllten Aula des Bielefelder Gymnasiums der durch seine besondere Auffassung über die Geschichte und Kultur unserer germanischen Vorfahren bekanntgewordene Detmolder Forscher Direktor Teudt. An Hand von Lichtbildern erläuterte er seine Ansichten über die Externsteine, die er als ein germanisches Heiligtum erklärte. Am 12. März sprach Universitätsprofessor Dr. Edward Schröder aus Göttingen über „Deutsche Städte- und Burgennamen“.

In der Pfingstwoche hielt der Westfälische Heimatbund eine gutbesuchte Tagung auf dem Johannisberg ab, die von dem schönsten Sommerwetter begünstigt wurde. Mehrere Vorstandsmitglieder unseres Vereins hatten diesen Westfalentag vorbereiten helfen. Da die Teilnahme an den Vorträgen auch allen Interessenten möglich war, wurde die Tagung auch für viele unserer Mitglieder sehr eindrucksvoll. Der Historische Verein hatte dem Heimatbund zum Gruß eine Nummer der Ravensberger Blätter als Festnummer herausgebracht.

Das fast zur ständigen Einrichtung gewordene Sommerfest wurde wegen der Reichstagsauflösung und der gespannten politischen Lage wegen abgesagt. Dagegen fanden zwei Ausflüge statt: zu den Heimatspielen in Nettelfstedt und zur Babilonie bei Lübbecke. Leider verregnete der letztere vollständig.

Im November wurde wie alljährlich die Mitgliederversammlung abgehalten, bei welcher der Vereinsbericht erstattet wurde und der Vorstand neu gewählt wurde. Daran anschließend hielt der Vorsitzende einen Vortrag über „Heinrich der Löwe und seine Bedeutung für Niederachsen und Westfalen“.

Neben diesen Veranstaltungen tagte fast allmonatlich die familienkundliche Abteilung des Vereins, die einen festen Stamm von Familienforschern vereinigt.

Im November hatte der Verein den Tod seines früheren 1. Vorsitzenden, des später in Koblenz lebenden Oberschulrats Dr. Rudolf Keeje zu beklagen. Professor Dr. Schrader widmete ihm, der als Nachfolger von Nisch 15 Jahre lang an der Spitze des Vereins gestanden hatte, einen warmen Nachruf in den Ravensberger Blättern.

Zu den bereits erschienenen Sonderveröffentlichungen unseres Vereins aus den Werken von Justizrat Dr. Meyer, „Ein niederländisches Dorf am Ende des 19. Jahrhunderts“ und Superintendent D. Niemann, „Enger, die Wittekindstadt“, gesellten sich im Jahre 1930 die Arbeiten von Studienrat Dr. Kohl, „Herford 1848“ und Rektor Frederking, „Chronik des Dorfes Nahlen bei Minden i. W. und seiner Umgebung. Ein Dorfleben um 1870“.

Rückschauend auf das verflossene Vereinsjahr dürfen wir wohl sagen, daß es ein reiches Jahr war, das manche Anregung gebracht hat.

Bericht über das Städtische Museum

(Umfassend die Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember 1930)

Von E. Schoneweg

Nach der raschen Entwicklung, die das Museum im Jahre 1929 durch den Umbau und die Neuordnung genommen hatte, mußte naturgemäß im Jahre 1930 eine gewisse Verlangsamung folgen. Schon im Juni 1930 trat die Finanzsperrre ein, derart daß nur noch Bestellungen erledigt werden durften, die auf vertraglicher Grundlage beruhten. Jedoch ist der Anfang des Jahres 1930 noch kräftig genützt worden; fühlten wir doch, was bevorstand.

Die Aquarien-Abteilung erhielt eine Holzverschalung und eine neue Beleuchtungsanlage, derart daß nun der Besucher aus dem Dunkeln in die erhellten Aquarien sieht, ohne durch den Anblick der Wasserleitungs- und Gasrohre, vor allem aber durch das von draußen hereinfallende Licht gestört zu werden. Das Aquarium hat dadurch außerordentlich gewonnen.

In der Botanischen Abteilung wurde die Sammlung von Lichtbildern der hiesigen Wildpflanzen bedeutend vermehrt, und zwar geschah das hauptsächlich durch Austausch mit dem Provinzialmuseum in Münster für eine Sammlung heimischer Holzarten. Das Stadtbauamt übergab eine Zusammenstellung ausländischer Edelhölzer.

In der Geologischen Abteilung wurden einige Umgruppierungen vorgenommen, jedoch konnte hier aus Mangel an Geld die Beschriftung noch nicht ganz zu Ende geführt werden.

Der Entomologischen Abteilung wurde Anfang des Jahres 1930 von Herrn Fabrikanten Louis Detker eine durch Herrn Major

Gerlach zusammengebrachte Sammlung von Schmetterlingen gestiftet. Aus ihr konnten die inzwischen schadhast gewordenen Museumsstücke ergänzt werden.

In der Zoologischen Abteilung, die im großen und ganzen unverändert blieb, wurde das von dem Kunstmaler Karl Hendel geschaffene Bildnis des Pflegers dieser Abteilung, des Herrn Konrektor Behrens, aufgestellt. Diese wohlverdiente Ehrung hat dem prächtigen Menschen und vorzüglichen Sachkenner an seinem 70. Geburtstage große innere Freude bereitet. Am Nachmittag desselben Tages versammelten sich Pfleger und Direktor des Museums zu einem gemütlichen Kaffeestündchen auf der Berglust, um den alten Herrn auf eine ihm genehme, stille Weise zu feiern.

Leider mußten wir sein lebensvolles Bild vor einigen Monaten mit einem schwarzen Flor umhängen. Still, wie er war, ist der um das Museum hochverdiente Mann am 19. April 1931 von uns gegangen. Die Bielefelder Tagespresse und die Ravensberger Blätter gedachten seiner in warmherzigen Nachrufen. Er war der gute Geist des Museums. Sein Andenken wird immerdar bei uns lebendig bleiben.

Die Abteilung „Der Mensch“ konnten wir nicht weiter ausbauen, weil entsprechender Raum fehlte und die Finanzperre sich auswirkte.

Die vor- und frühgeschichtliche Abteilung erhielt eine prächtige Erweiterung dadurch, daß ihr Pfleger, Herr Rektor Weise, das Modell einer eiszeitlichen Landschaft einbaute. Einige Umgruppierungen wurden vorgenommen, jedoch konnte die Beschriftung aus Mangel an Mitteln nicht weitergeführt werden.

Die stadtgeschichtliche Abteilung erhielt eine Reihe von Zuwendungen von privater Seite. Auch das Stadtbauamt, das auf die Bitte der Museumsverwaltung alle niederzureißenden Gebäude vorher im Lichtbilde festhält, hat sich um die Erweiterung dieser Abteilung sehr verdient gemacht. Hier wurde insbesondere die Katalogisierung fortgesetzt.

Die Neuerwerbungen für die Sammlung heimatlicher Münzen und Medaillen beschränkte sich, abgesehen von Kleinigkeiten, auf zwei münzenähnliche Wertmarken aus Bielefeld, die eine stammt aus dem Jahre 1613. Es steht das Bild eines Leiterwagens darauf. Sie ist vermutlich ein Erkennungszeichen zum freien Passieren der Tore für Bürger der Stadt. In der Auslage wurde die Entwicklung der Mark, des Pfennigs und des Groschens vom Mittelalter an neu eingerichtet.

Die Abteilung Geschichte der heimischen Regimenter erhielt

eine Erweiterung durch verschiedene mittelalterliche Waffen und durch die alte Fahne der Vielefelder Kampfgenoßen. Es war ein rührendes Bild, wie die letzten 21 Vielefelder Teilnehmer an den Kriegen 1864, 1866 und 1870—71 unter Führung des Herrn Majors Mantell ihre Fahne in feierlichem Zuge in das Museum brachten. Der Jüngste von ihnen war 81 Jahre, der Älteste 93 Jahre alt.

Die Abteilungen Geschichte der Wohnkultur und Bauernhaus konnten durch einige Geschenke Vielefelder Bürger erweitert werden.

Entscheidend für den starken Besuch während des Jahres waren die Sonderausstellungen, die mit Hilfe des Herrn Landeshauptmanns der Provinz Westfalen und des Landesmuseums in Münster zustande kamen. Erinnert sei an die Ausstellungen: „Hans Sachs“ und „Mannessische Liederhandschrift“. Der Direktor veranstaltete zahlreiche Führungen und zwar Sonntags morgens für die Öffentlichkeit und Werktags abends für Vereine und Organisationen. Mit Unterstützung der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Berlin konnten wir die eindrucksvolle Ausstellung zeigen: „Die Verummelung schöner Städtebilder und Landschaften durch den Menschen“. Herr Professor Dr. Schoenichen, der Direktor der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen, hielt bei der Gelegenheit über dasselbe Thema einen vorzüglichen Lichtbildervortrag mit Schallplattenmusik.

Der Museumsbesuch war als recht gut zu bezeichnen. Wir zählten vom 1. Januar bis 31. Dezember 1930 rund 36 300 Personen.

Städtische Bibliothek für Heimatkunde

Vom Hauptpfleger: Dr. W. Engels

Die Heimatbücherei hat in den Jahren 1929 und 1930 mehr in der Einzelordnung und -vermehrung als im ganzen sichtbare Erfolge zu verzeichnen. So sei hier denn nur der verschiedenen Auslagen von beachtenswerten Büchern und Handschriften gedacht, in denen wir bei Tagungen oder zwischendurch das Gesammelte der Allgemeinheit zu vermitteln suchten. Erkannten wir doch schon vor reichlich einem Jahre, daß nicht nur von einem Katalogdruck heute keine Rede sein, sondern auch an den schnellen Weiterbau des Sachkatalogs bei unserer

Arbeitslage leider nicht gedacht werden könnte*). — Wirtschaftlich ist die Bücherei durch die Bemühungen des Jahres 1930—31 auf eine u. G. haltbare Grundlage gekommen. Alle Ausgabenposten haben nach Ablauf der Einrichtungsjahre eine Einschränkung und dagegen die Einnahmen durch Arbeitsgebühren und Raummiete einen Zuwachs erfahren. Die Leihentnahmen litten natürlich unter der Arbeitsnot. Für eine wissenschaftliche Bücherei von 25 000 Bänden bei begrenztem Arbeitsgebiet ist aber eine Benutzung inner- und außerhalb des Hauses von 18 bzw. 19 000 Bänden 1929 und 1930 doch ein beachtenswertes Ergebnis. Dabei ist die Verbindung von Bücherei und Archiv im Hause der Heimatkunde, ganz abgesehen von der damit entbehrlichen selbständigen Archivbücherei, für die Benutzer wie für die Bearbeitung vieler Anfragen von erheblichem Werte. Der unglückliche Plan, die Bücherei unter unverantwortbaren Kosten und Zeitopfern in die auch baupolitisch m. G. widerwärtige Nachbarschaft der völlig anders arbeitenden Stadtbücherei zu bringen, würde u. U. alle Freunde der Geschichte und Familienforschung dieses vorbildlichen Zusammenhanges berauben. Ausweislich meines Tagebuchs braucht das Archiv dauernd wissenschaftliche und technische Hilfe und kann sie einem erneuten Haushaltsabkommen gemäß von zweien unserer Angestellten zu einem Viertel der Arbeitszeit in Anspruch nehmen. Nach den Jahren der Einrichtung und Einarbeitung konnte auch daran gedacht werden, die Arbeitsteilung der Bücherei in einen vorwiegend geschäftlichen und einen mehr wissenschaftlichen Teil weiter durchzuführen, wodurch fast die Hälfte der alten Bezüge des Hauptpflegers gespart wird. Damit und durch den dringend erwünschten Hinzutritt des Studienrats Dr. Koppe und des Familienkundlers W. Engels tritt das für nichtdienstliche Arbeiten bewährte Pfleger-system auch für eine Bibliothek wie die unsere erstmalig zutage und läßt sie als durchaus gesonderten Arbeitskörper erscheinen. — Wenn auch unsere Beziehungen zum Histor. Verein beiden keine geschäftlichen Vorteile eintragen können, so ist die innere Verbundenheit doch stark genug: Aller freundlichen Geschenke von Büchern hier ungeachtet, sei der großen Arbeit gedacht, die Herr Geh.-Rat v. Vorries sich mit einem Namen- und Sachverzeichnis der Ravensberger Blätter und der Jahresberichte des Vereins auch für die Bücherei gemacht hat.

*) Im Bericht von 1929 lese man bitte 3. 5 „Räume“ statt Literatur.



Sophie Crüwell, genannt Crüwelli

Erste Primadonna an der Großen Oper zu Paris

Zuhaberin der Goldenen Tugendrose

geboren am 12. März 1826 in Bielefeld

gestorben am 6. November 1907 in Nizza

Familiengeschichten

von

Gottfried von Ising

Mit zwei Abbildungen

Inhaltsübersicht

	Seite
I. Einleitung	5
Sophie Crüwell S. 5. — Meinhard von Zing S. 6. — Sophiens Vorfahren S. 6.	
II. Meinhard's Vorfahren	7
Herr Ulrich Freiherr von Zizing der Zizinger S. 7. — Zwei Theologen wider Willen S. 15.	
III. Meinhard's unfreiwillige Wanderjahre und französische Dienstzeit . .	17
Marianne Ostman von der Leye und die Ostmans S. 24. — Der russische Feldzug S. 25. — Die Kämpfe in Savoyen S. 35.	
IV. Der Befreiungskampf und Meinhard's kurzes Eheglück	37
Die Verlobung mit Marianne von Ostman S. 40. — Der Großkometur Karl Freiherr von Bodelschwingh-Plattenberg S. 42. — Meinhard's Verwundung in der Schlacht bei Ligny S. 43. — Dessen Hochzeit S. 47. — Auch sein Bruder Wilhelm heiratet und übernimmt das Familiengut S. 47.	
V. Meinhard's zweite Heirat	50
Der Großkanzler Philipp Joseph von Zariges und seine Nachkommen S. 51. — Auguste von Loeben und die Loebens S. 60.	
VI. Meinhard kommt nach Bielefeld, dann nach Mainz und zuletzt nach Posen	66
Die Familien des Ferdinand von Below und des Christoph Eincke S. 68. — Schulpforta S. 72. — Freimaurerei S. 73. — Verlobung Mathilde Crüwells mit Gustav von Zing S. 75. — Die Verlegung nach Mainz S. 75. — Besuche in Drais bei Bodelschwinghs S. 76. — Die Familien von Karl Papin, Daniel Chodowiecki und Jean Balthasar Henry sowie Henry's Vorfahren S. 77. — Die Winterfahrt nach Posen S. 84.	

	Seite
VII. Meinhard's Pensionierung und Verwandtenreise	88
<p>Die Märztage 1848 S. 89. — Die Vogelfanger Jfings S. 90. — Die von Cöllns S. 91. — Familie Lans S. 93. — Andreas und Gerhard von Jfings Nachkommen S. 94. — Die Bodelschwings S. 95. — Bethel S. 97. — Die Fürstlich Salm-Salm'sche Familie S. 98. — Heirat des Emil Prinzen zu Salm-Salm und der Wilhelmine von Jfing S. 99. — Prinz Felix Salm-Salm S. 100.</p>	
VIII. Die Geschwister Crüwell	102
<p>Hochzeit der Mathilde Crüwell mit Gustav von Jfing und dessen Tod durch Schiffbruch S. 102. — Marie Crüwell S. 107. — Sophie Crüwell, die Crüwelli S. 107.</p>	
IX. Schluß	116
<p>Hochzeit Pauline Papins mit August von Jfing S. 116. — Die Heirat von dessen Schwestern Marianne und Jettchen mit Albert Cinede und mit Edmund Rump S. 118. — Der Tod Meinhard von Jfings S. 119. — Dessen Sohn Wilhelm geht mit S. M. S. Amazone unter S. 120. — Albert Cinede in den Kriegen 1866 und 1870/71 S. 125.</p>	

I. Einleitung

Es war vor etwa 100 Jahren. Eine Nachkriegsübergangszeit, die in mancher Beziehung der heutigen ähnelte. Da standen in dem damals noch recht kleinen und kleinstädtischen Bielefeld, das noch keine Eisenbahn kannte, besonders zwei Familien im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens und des allgemeinen Interesses. Dies war erstens die des Gottlieb Heinrich Crüwell. Er war der eine der beiden Inhaber der alten bekannten Bielefelder Tabakfabrik-Firma Gebr. Crüwell, nach denen auch eine Straße der Stadt ihren Namen führt. Er und besonders seine Gattin Charlotte, Tochter des Superintendenten an der noch aus dem Mittelalter stammenden Neustädter Kirche in Bielefeld, Johann Christoph Scherr, waren außerordentlich musikalisch. Dies Talent vererbte sich auch auf ihre heranwachsende Kinderschar. Es waren drei Töchter und drei Söhne mit einer ungemeinen Begabung für Gesang, aber auch für Klavier und Violine. Zu ihrer Ausbildung in der Musik wurde nichts gespart, und sie erhielten den besten Unterricht anfangs in Bielefeld, dann in Italien und vor allem in Paris. So wurde das offene, große Haus der Frau Charlotte, ihr Gatte starb leider schon frühzeitig, ein Sammelplatz aller Musikfreunde der Stadt, wo die herrlichste Musik der Welt zu hören war. Besonders ragten die drei Schwestern mit ihren wundervollen, unergleichlichen Stimmen hervor. Welche von ihnen wohl das schönste Organ gehabt hat, war immer ein Streitpunkt. Viele sagten, es sei die älteste gewesen. Während die beiden jüngern ihre Triumphe auf den ersten Bühnen der Welt feierten, blieb sie zu Haus und hat sich in Bielefeld oft genug zu wohlthätigen Zwecken und in Kirchenkonzerten hören lassen. Eine Weltberühmtheit wurde dagegen die jüngste Schwester Sophie. Sie war die erste Belcanto-Sängerin ihrer Zeit und eine der größten Gesangsköniginnen aller Zeiten. Zuletzt war sie der Großen Oper zu Paris als Primadonna mit der für damalige Verhältnisse geradezu fabelhaft hohen Gage von 100000 Franken in Gold für die Saison verpflichtet. Verdi und

Meyerbeer zollten ihr die allerhöchste Anerkennung und Bewunderung. Ja, jeder von beiden schrieb sogar für sie besonders eine Oper. Wohl hat es im Lauf der Zeit noch mehr Weltberühmtheiten unter den Sängerinnen gegeben. Welche aber hätte, wie sie, die Goldene Tugendrose vom Papst erhalten? Wohl gab es auch noch mehr Persönlichkeiten, die durch die Tugendrose ausgezeichnet wurden. Wer aber war, wie sie, evangelisch?

Die andere in Bielefeld damals allgemein bekannte Familie war die meines Großvaters Meinhard von Fjng, der, als Major und Bataillonskommandeur, mit der erste Offizier der Stadt war. Er war schon 16 Jahre vorher, im Alter von noch nicht einmal 23 Jahren, Bataillonskommandeur gewesen und zwar in französischen Diensten. Eine außerordentliche militärische Laufbahn. Das war, als er den Napoleonischen Feldzug gegen Rußland mitgemacht hatte und danach in Savoyen gegen die Oesterreicher kämpfen mußte. Wäre er damals dem dringenden Zureden seiner Vorgesetzten gefolgt und der französischen Fahne treu geblieben, so wäre er, anstatt Major in Bielefeld, schon längst französischer General gewesen.

Beide Familien wohnten benachbart und standen in regem, engem Verkehr miteinander. So war es kein Wunder, daß sich allmählich ein noch engeres Band um sie schloß durch die Heirat der ältesten Tochter der ersten mit dem ältesten Sohn der zweiten Familie, zumal da dieser gleichfalls ein besonderes musikalisches Talent besaß. Von diesen Familien und ihren Verwandten möchte ich hier erzählen.

Das echt niedersächsische Geschlecht der Crüwells ist ein uraltes und von jeher besonders angesehenes. Die ältesten Stammfize der Familie liegen in der Gegend von Lemgo. Dort läßt sich bereits im Jahre 1251 ein Hinrich Crüwell, als Besizer eines Lehnsguts, urkundlich nachweisen. Seit 1705 widmete sich dann ein Johann Georg Crüwell in Bielefeld der Herstellung von Rolltabak. 85 Jahre später ging ein Urenkel von ihm nach Holland und erlernte in Zwolle die eigentliche holländische Tabakfabrikation. Im nächsten Jahr erfolgte durch diesen und einen seiner Brüder die Umwandlung der bisherigen Tabakspinnerei in eine Rauch- und Schnupftabakfabrik, wo zunächst jedoch kaum fünf Leute beschäftigt wurden. Erst nach den Befreiungskriegen trat ein Aufschwung, wie überall, auch im Bielefelder Tabakgewerbe ein. Schon 1813 hatten die Gebrüder Crüwell das bekannte Crüwellhaus in der Mitte der Altstadt, Obernstraße Nr. 1, gekauft, zweifellos das schönste mittelalterliche Privathaus in Bielefeld. Seine prächtige gotische Giebelfassade ähnelt in ihrer Anlage sehr der des

alten Bielefelder Rathhauses von 1562, das 1819 niedergelegt wurde. In ihrer Ausführung dagegen ist von keinem Vergleich die Rede. Da ist sie bedeutend reicher und geschmackvoller, als die des Rathhauses und gehört zu den formenschönsten gotischen Siebelbauten in Niederdeutschland. Mit diesem Kauf bekundeten die Crüwells ihr Kunstverständnis. Dieses jetzt über 400 Jahre alte Haus ist noch heute der Stolz der Altstadt. Hierher wurde also die Fabrik verlegt und beständig vergrößert. Trotz der baldigen Aufgabe der Schnupftabakherstellung nahm der Absatz ununterbrochen zu und erstreckt sich jetzt über das ganze Reich. So gehört heute der gewaltige Betrieb, deren Inhaber der nunmehr 84jährige ehrwürdige Arnold Crüwell ist, zu den größten und führenden derartigen Fabriken in Deutschland.

II. Meinhard's Vorfahren

Über die Bedeutung des Namens Crüwell enthält bereits der Jahrgang 1926 der „Ravensberger Blätter“ interessante Ausführungen. Der Name Szing ist auf Burg und Ortschaft Sizing bei Ried, südlich von Passau, im Innviertel zurückzuführen, das früher zu Bayern gehörte, heute aber österreichisch ist. Dort stammte die alte bairische Familie der Ritter von Sizing her. Ob nun der Ort dem Geschlecht oder das Geschlecht dem Ort den Namen gab, lasse ich dahingestellt. Schon im 14. Jahrhundert wurde das nicht bedeutende Besitztum der zahlreichen Familie zu klein, und viele der Sizinger wanderten nach dem benachbarten Österreich aus, das noch Herzogtum war und erst 1452 zu einem Großherzogtum erhoben wurde. Hier faßten sie schnell festen Fuß und kamen auch zu Lehnsgütern. Besonders aber bildete Wien, die schöne Donaufstadt, bereits einen starken Anziehungspunkt und bot, als Residenz, dem Höherstrebenden ein reiches Betätigungsfeld dar. Dem Ehrgeiz waren keinerlei Schranken gesetzt. Es war die Zeit des Mittelalters, wo die Übermacht des herrischen Einzelwillens über die Menge den Erfolg brachte und bedeutende Männer auch niederer Herkunft, sofern sie die herrschenden Wirrnisse zu benutzen verstanden, zur höchsten Macht gelangen konnten, ja sogar die Hand nach einer Königskrone ausstreckten. Ein solcher Mann war Ulrich von Sizing.

Er war 1398 zu Sizing geboren. Sein Vater war Georg von Sizing, Sohn des Stephan von Sizing. Seine Mutter entstammte

dem Geschlecht der Wildungsmauer. Dies sind die ältesten nachweisbaren Ahnen des Zsingschen Geschlechts, wie aus den Urkunden des alten Eizinger Archivs auf Schloß Grafenegg in Niederösterreich hervorgeht. Ulrich kam schon in jungen Jahren ohne Mittel, nebst seinen drei Brüdern Martin, Oswald und Stephan, mit denen er stets zusammenhielt, nach Wien. Dort trat er in die Beamtenlaufbahn ein und begann alsbald seinen wirklich ganz wunderbaren Aufstieg. Zu allen Zeiten haben persönliche Beziehungen und Verbindungen eine große Rolle gespielt. So kam der Eizinger durch seine Heirat mit Barbara Kraft von Marsbach, die aus einem reichen Haus hoher und einflußreicher Beamter stammte, schnell zu bedeutenden Mitteln und zu hohen und immer höhern Ämtern und Würden. Denn Reichtum und Amt hingen wechselweise miteinander zusammen. Er hatte daher Gelegenheit, sein Vermögen immer mehr zu vergrößern. Seinen wachsenden Reichtum wußte er auch klug anzulegen, indem er eine stattliche Herrschaft nach der andern kaufte. Zuerst Oberfladnitz, Hadres, Weitersfeld und die Feste Raja. Nun erhielt er vom Herzog die Pflegschaft zu Dürnstein und wurde 1433 zum Hauptmann von Eggenburg und Znaim ernannt. Dann erwarb er Neuhäusel, Schenkenberg und vor allem Schrattenthal, das er auf das prächtigste zu seiner Residenz ausgestaltete. Hier ging es oft genug hoch her. Denn er verstand auch zu leben. In diesen gewaltigen Besitztümern lag der Grundstock zu seiner Macht. Bildeten doch seine Untertanen eine bereits recht bedeutende Streitmacht.

Zudem war er ein guter Geschäftsmann. Er verwaltete fremde Vermögen, kaufte Schuldbriefe an und trat als Geldgeber auf. Sogar seinen Landesherrn, Herzog Albrecht V., verpflichtete er sich, indem er ihm 2000 ungarische Gulden und 4500 Wiener Pfund gegen Verpfändung von fünf reichen Ortschaften gab. Hierzu kam noch das besondere Glück, daß Ursula Kraft, die Schwester seines Schwiegervaters, mit dem mächtigsten Finanzmann Österreichs, dem Hubmeister Berthold von Mangen, der alleiniger Einnehmer und Verteiler der herzoglichen Kammereinkünfte war, verheiratet war. Nach dessen Tod wurde es daher dem klugen und reichen Eizinger nicht schwer, der Nachfolger seines Verwandten zu werden. Wie wir sahen, war er schon, ehe er Hubmeister wurde, ein außerordentlich reicher, mächtiger Mann und wurde es nicht erst durch dieses Amt, wie einige Geschichtsschreiber behaupten. Zu dieser Zeit war Herzog Albrecht gerade auch König von Böhmen und Ungarn geworden. Um die Regierung der drei Länder zusammenzufassen, übergab er seinem neuen Hubmeister

gleichzeitig auch die Verwaltung der böhmischen und ungarischen Finanzen. So wurde Ulrich von Eizing der allmächtige Hoffinanzminister. Niemanden gab es, der sich mit ihm messen konnte. Nur flossen ihm allerdings wieder neue Reichtümer zu, und er konnte noch weitere Besitztümer ankaufen. So Obermarkersdorf, Reg, Klosterneuburg, Puslestorf, Poyzdorf, Stammelsdorf, Waltersdorf, Wilhelmstorf u. a.

Als dann Albrecht 1437, als Nachfolger seines Schwiegervaters Sigismund, zum Kaiser gewählt worden war, gab er Eizing einen neuen Beweis seiner Gunst. Er erhob ihn am 22. Februar 1439 in den erblichen Herrenstand. Er wurde also Freiherr. Ebenso auch seine Brüder Oswald und Stephan, die ihm stets treu ergeben waren. Sein ältester Bruder Martin war inzwischen gestorben. Aber schon im selben Jahr erlag der Kaiser auf einem Zug gegen die Türken der Roten Ruhr, die in seinem Heer ausgebrochen war. Sein Nachfolger in Österreich, Böhmen und Ungarn, Ladislaus Postumus, wurde jedoch erst vier Monate nach dem Tod seines Vaters geboren. Während der Minderjährigkeit des Nachgeborenen war Herr Ulrich fast ununterbrochen der eigentliche Herr in den drei Ländern. Seinem rastlosen Streben erschien kein Ziel mehr zu hoch, und wäre es selbst die Königskrone gewesen. Ja, es fehlte nicht viel, so wäre sie ihm auch zugefallen. Hätte er nur im geeigneten Augenblick zugegriffen. Lagen doch jetzt die Verhältnisse für ihn günstig genug. Die starke Hand des energischen, selbstbewußten Kaisers Albrecht II. fehlte nicht nur dem Reich, sondern besonders auch seinen eigenen Ländern. Sein Nachfolger, Friedrich III. von Steiermark, der zum Kaiser gewählt und zum Vormund des nachgeborenen Ladislaus ernannt war, war zwar von musterhaften Sitten, wohl unterrichtet, tüchtig und sparsam, aber phlegmatisch, energielos, ohne die Fähigkeit, einen schnellen Entschluß zu fassen oder nun gar ein großes Reich zu regieren.

Ulrich von Eizing legte jetzt sein Amt als Submeister nieder. Bei seiner Abrechnung, die von hierzu bestimmten Revisoren richtig befunden wurde, ergab es sich aber, daß ihm das Land 12125 Pfund Pfenninge, d. h. fast 14000 Dukaten, schuldete. Denn Albrecht hatte für eine würdige Ausstattung bei der Königskrönung in Ungarn, für den Krieg um Böhmen und für die Rüstungen gegen die Türken bedeutende Anleihen machen müssen. Wäre Herr Ulrich nicht auch sonst schon der mächtigste Mann gewesen, hätte er es jetzt als Gläubiger des Landes werden müssen. Sind doch zu jeder Zeit die Großkapitalisten, wenn auch nicht die nominellen, so doch die tatsächlichen

Herrscher in ihrem Land gewesen. Nun fanden sich auch noch andere Gläubiger, so der Kanzler Kaspar Schlick, eine große Anzahl Söldnerführer und viele Adlige, die sich um Herrn Ulrich scharten.

Da nun Friedrich keine Miene machte, alle diese Forderungen, die ihm als Vormund des Nachfolgers Albrechts unterbreitet worden waren, zu erfüllen, schickte ihm Gizing im Mai 1441 einen Fehdebrief, d. h. er erklärte ihm den Krieg. Dieser Mann von sehr bedeutenden Fähigkeiten, kühn und rührig, schlau und gewandt, mit großer Redergabe ausgestattet und von einem unbegrenzten Ehrgeiz erfüllt, war ein sehr gefährlicher Gegner. Anstatt nun die Waffen zu ergreifen und dem Anbotmäßigen im Feld entgegenzutreten, kapitulierte der ängstliche Friedrich in schmachvoller Weise und zahlte Herrn Ulrich nicht nur die schuldige Summe, sondern sogar auch die Kriegskosten und erstattete ebenso seinen Genossen den größten Teil der übrigen Schulden. Seit dieser Zeit trostete ihm der übermütig Gewordene bei jeder Gelegenheit und pochte auf seine Macht. Hatte er doch auch die Stände hinter sich, die ihn stets als ihr Haupt und ihren Führer anerkannten. Diese waren mit der Vormundschaft Friedrichs höchst unzufrieden und fühlten sich durch ihn verletzt. Wenn irgend möglich, wollten sie selbst die Herrschaft in Oesterreich an sich reißen. Diese Wirrnisse waren Wasser auf Herrn Ulrichs Mühle. Denn er hoffte, hiervon selbst Nutzen zu ziehen und eine noch größere Rolle spielen zu können.

Der einzige, der ihm den Rang streitig machte, war Graf von Cilli, das Haupt des alten österreichischen Hochadels. Allerlei Händel und Reibereien zwischen beiden wollten daher kein Ende nehmen. Diese Eifersüchteleien wurden jedoch beigelegt, als sich jetzt eine Gelegenheit bot, gemeinschaftlich gegen Friedrich vorzugehen. Das war, als dieser 1451 eine Romreise unternehmen wollte, um seine Braut Leonore von Portugal abzuholen und sich krönen zu lassen. Da sollte auch sein Mündel Ladislaus mitreisen. Hiergegen aber protestierten Oesterreicher, Böhmen und Ungarn gemeinschaftlich in großer Zahl. Sie wollten ihren Erbherrn für sich haben, der in Wien residieren sollte, und wünschten, Vormundschaft und Regentschaft selbst in die Hand zu nehmen. Zu diesem Zweck schlossen sie unter Führung des Gizingers einen bewaffneten Bund und forderten Friedrich auf, ihnen den jungen Ladislaus herauszugeben.

Als der dies verweigerte, beriefen sie einen Landtag nach Wien. Zwar sträubte sich der Rat von Wien anfangs, die Versammlung gegen den Willen des Kaisers in der Stadt tagen zu lassen. Herr

Ulrich aber wußte die Wiener Bevölkerung durch geschickte Versprechungen bald auf seine Seite zu bringen, so daß auch der Rat nachgeben mußte. Jetzt hielt er mit den Seinigen einen prunkvollen Einzug in die Hauptstadt. Alles jauchzte ihm zu. Nun gab er den gnußfüchtigen Wienern, um ihrer ganz sicher zu sein, glänzende Feste und prächtige Belage. Auch ließ er sich als gewandter Redner von der Kanzel der Karmeliterkirche unter ungemeinem Andrang des Volks mit schärfsten Anklagen gegen Friedrichs Willkürherrschaft hören und erntete lebhaftesten Beifall. Nachdem er auch die herzogliche Burg von Wien besetzt hatte, konnte er sich mit Zug und Recht als unumschränkter Herr betrachten, zumal sich auch Graf Cilli mit seinem Anhang ihm zur Verfügung gestellt hatte. Der nun zusammengesetzte Landtag beschloß die Einsetzung einer provisorischen Regierung von zwölf Mitgliedern mit Ulrich von Eizing als oberstem Hauptmann an der Spitze.

Von Friedrich wurde jetzt mit einem Ultimatum noch einmal die Herausgabe seines Mündels verlangt. Dieser aber hielt an seinem einmal gefaßten Beschluß zähe fest und zog mit Ladislaus nach Rom. So ließ er seinen Feinden genügend Zeit, sich zu rüsten. Im März 1452 verbündeten sich alle seine Feinde, auch ganz Ungarn und ein Teil Böhmens gegen ihn. Als er endlich im Juni zurückkehrte, zog er sich, anstatt seine Gegner anzugreifen, nach Wiener Neustadt zurück. Der Eizinger aber brachte ein gewaltiges Heer zusammen und schlug die Kaiserlichen, die die Stadt zu verteidigen suchten, vollständig vor den Stadttoren, die jedoch noch rechtzeitig geschlossen werden konnten. Nun wurde der Kaiser in der Stadt belagert, ließ sich aber bald auf übereilte Verhandlungen ein und überlieferte schließlich sein Mündel dem Grafen Cilli. Auf die Vormundschaft mußte er gänzlich Verzicht leisten.

Graf Cilli führte nun den jungen Ladislaus nach Wien, wo dieser als Herrscher mit großem Jubel empfangen wurde. Mit seinen 13 Jahren war er jedoch nicht imstande, die Regierung selbständig zu führen, sondern ließ sich ganz von Graf Cilli leiten. Hierdurch mußte Cilli natürlich mit dem Eizinger in Konflikt geraten, der ja den Aufstand gegen den Kaiser nur zu dem Zweck geschürt hatte, um selbst die Macht in die Hand zu bekommen. Zwar suchte der Cillier den jungen König zu veranlassen, von Eizing die zahlreichen landesfürstlichen Burgen, die er besaß, zurückzufordern. Aber schon bald fand der Graf an jenem seinen Meister. Denn der Eizinger hatte inzwischen alle Welt gegen ihn aufgewiegelt. So verbreitete er überall, der auschweifende

Graf richte die Gesundheit des Ladislaus durch zu üppige Lebensweise absichtlich zu Grund, um dann selbst allein herrschen zu können. Infolgedessen stieg die allgemeine Erbitterung gegen den Cillier auf das höchste, während der Gizinger die Stände wie die Stadt hinter sich hatte. Die Stände forderten daher nach einer geheimen Sitzung auf Veranlassung des Gizingers von Ladislaus die Entlassung des Cilliers, die der junge König auch zusagte. Jetzt ließ Gizing im September 1453 die Burg von Soldaten besetzen und kündigte dem Cillier in Gegenwart und im Namen des Königs seine Entlassung an. Der allgemein verhaßte Graf wurde beim Verlassen der Burg vom Pöbel mit Steinwürfen empfangen und konnte froh sein, mit knapper Not aus der Stadt zu entkommen. Nun stand Herr Ulrich wieder auf dem Gipfel seiner Macht, die er auch weit über die Grenzen Oesterreichs hinaus betätigte.

Der unmündige König mußte sich jetzt einer Regierung der österreichischen Stände unterordnen, die einen Rat von zwölf Personen hierzu wählten, an dessen Spitze wieder der Gizinger stand. In Ungarn behielt Johann Hunyadi die Macht, die durch ein Bündnis mit Gizing noch gefestigt wurde. Ebenso behielt in Böhmen Georg von Podiebrad, auch nachdem sich Ladislaus in Prag hatte zum König krönen lassen, die Regierung nach wie vor in seiner Hand. Überall blieb Ladislaus im Hintergrund. Sogar auswärtige Völkerschaften huldigten nicht ihm, sondern Herrn Ulrich. An diesen schickte die Republik Ragusa anlässlich der Bestätigung ihrer ungarischen Privilegien drei Gesandte und ließ ihm tributartige Geschenke überreichen: mehr als zwei Duzend vergoldete silberne Becken und Schüsseln sowie 5000 Dukaten. Auch auf den vielfachen Reisen des Königs nach Böhmen, Ungarn, Polen und Breslau, wo der polnische König Kasimir mit Elisabeth, der Schwester von Ladislaus, Hochzeit feierte, drängte sich der Gizinger in den Vordergrund und suchte als Vormund des Königs überall die erste Rolle zu spielen.

Ladislaus war jedoch trotz seiner Jugend schon früh reif und zeigte ein ausgeprägtes Bewußtsein seiner königlichen Würde. So wurde er der Bevormundung seines machtgierigen Begleiters, durch den er sich stets beaufsichtigt und zurückgesetzt fühlen mußte, bald überdrüssig und sehnte sich nach dem lebenswürdigen Grafen Cilli zurück. Auch der österreichische Hochadel, der niemals ein Freund des unbequemen Emporkömmlings gewesen war, warf diesem Eigennutz, Verschwendung und allerlei Übergriffe vor und suchte die Bevölkerung gegen ihn aufzuheizen, die auch schon mit der langen Abwesenheit ihres

Führers unzufrieden geworden war. So war es seinen Gegnern nicht schwer, den zuvor schimpflich verjagten Grafen Cilli wieder gegen ihn aufzustellen, dem jetzt das wetterwendische Volk zujubelte. Was half es nun dem ehrgeizigen Gizinger, daß er durch sein geschicktes und selbstbewußtes Auftreten sich auf all den Reisen Achtung und Zuneigung überall im Ausland zu erobern gewußt hatte. Denn als er mit dem König im Februar 1455 endlich nach Wien zurückkehrte, wurde ihm zugemutet, sich mit dem Cillier in die Regierungsgeschäfte zu teilen. Das verschmähte natürlich der stolze Mann und zog sich vorerst auf seine Güter zurück.

Jetzt wollte der Graf sich auch in Ungarn die Regierungsgewalt verschaffen, indem er Hunyadi zu verdrängen suchte. Dieser starb indessen, nachdem er heldenmütig Sultan Muhammed II. 1456 bei Belgrad besiegt und Ungarn von der Türkengefahr befreit hatte, dort an der Pest. Nun wandte der Cillier sich gegen dessen Söhne Ladislaus und Matthias, wurde aber von ersterem im Streit getötet. So kam Ulrich von Gizing wieder an das Ruder und gelangte zu seiner alten Machtstellung. Zwar hatte inzwischen Hölzler als Hubmeister in Oesterreich großen Einfluß gewonnen. Deshalb verbündete sich Ulrich mit dem Gubernator von Böhmen, Podiebrad, und beiden gelang es auch, Hölzler zu beseitigen und König Ladislaus zu veranlassen, daß er seine bevorstehende Hochzeit mit der Tochter Karls VII. von Frankreich, Magdalena, nicht in Wien, sondern in Prag feierte. Nun hatte in Wien Herr Ulrich wieder völlig freie Hand, setzte ihm unbequeme Machthaber dort ab und dafür seine Kreaturen ein.

Da trat eine ganz unerwartete Wendung ein. König Ladislaus starb Ende November 1457 in einem Alter von noch nicht einmal 18 Jahren plötzlich an der Pest. Hierdurch änderten sich die Verhältnisse überall vollständig. Das nur lose Band, das die drei Länder des jungen Königs zusammengehalten hatte, war zerrissen. Die österreichischen Lande wurden zwischen Friedrich III. und seinem Bruder Albrecht VI. dem Verschwender geteilt. Trotzdem waren sie ein dauernder Zankapfel der beiden uneinigen Brüder. Der Gizinger versuchte zwar mit Gewalt, des Landes Herr zu bleiben. Seine Zeit war aber vorüber. Er wurde 1458 von Albrecht überrumpelt und in Haft genommen. Doch war er immer noch zu mächtig und einflußreich, als daß der Erzherzog es hätte wagen dürfen, ihn dauernd gefangen zu halten. Dieser begnügte sich daher damit, ihn politisch auszuschalten, und schickte ihn auf seine Güter. Hier mußte Gizing es mitansehen, daß die, denen er selbst den Weg zu ihrer Macht geebnet

hatte, Georg Podiebrad in Böhmen und Matthias Hunyadi Corvinus in Ungarn, den Königsthron bestiegen, den er selbst angestrebt hatte. Er starb schon am 20. November 1460 auf seinem Lieblingschloß Schrattenthal, von der großen Menge, die ihn vorher vergöttert hatte, vergessen, von seiner Familie und seinen Verwandten, für die er stets gesorgt hatte, aber von ganzem Herzen betrauert und aufrichtig verehrt. Sein schönes, wappengeschmücktes, gotisches Grabmal in Schrattenthal ist noch heute erhalten.

Jedenfalls gehört der kluge, energische Mann mit seinen vielseitigen Talenten als Politiker, Finanzmann, Redner und Agitator zu den bedeutendsten Persönlichkeiten der Geschichte Oesterreichs im letzten Jahrhundert des Mittelalters.

Die Familie der Freiherren von Eizing erlosch in Oesterreich 1613 und in Bayern 1798. In Norddeutschland dagegen hat sie sich mit Abänderung ihres Namens in Fzing bis heute erhalten, stirbt aber mit dem Schreiber dieser Zeilen ebenfalls im Mannesstamm aus, während sonstige Nachkommen noch in großer Zahl vorhanden sind.

Stammvater der norddeutschen Linie ist Eberhard Friedrich Freiherr von Eizing. Er war 1475 aus Oesterreich an den Niederrhein gekommen, um sich dem Reichsheer anzuschließen, das Kaiser Friedrich III. zusammenzog. Dies sollte die von Herzog Karl dem Kühnen von Burgund schon seit Monaten belagerte Festung Neuf entgegen. Doch kam es jetzt zu einer Einigung zwischen ihm und dem Kaiser. Nun blieb Herr Eberhard Friedrich hier, ließ seine Gattin Sophie, die aus dem Haus der Freiherren von Pruschkaw stammte, nachkommen und setzte sich am Niederrhein fest. Ausführlichere Nachrichten über ihn und seine Nachkommen bis ins 18. Jahrhundert sind uns nicht erhalten, wohl aber die lückenlose Stammreihe.

Sein Sohn Johann war Freigraf, d. h. Vorsitzender eines in jener Zeit noch bestehenden Fehm- oder Freigerichts, zu Bocholt und Richter in Dingden und Brünen bei Ringenberg im Herzogtum Kleve. Dessen Sohn, ebenfalls mit Namen Johann, der Vogt von Ringenberg war, kaufte 1601 die eine Hälfte des nahe gelegenen adeligen Guts Vogelsfang unweit der Kreisstadt Rees, die unterhalb Wesels am Rhein liegt. Er schrieb sich Eizing. Das Gut blieb bis Ende vorigen Jahrhunderts dauernd im Besitz seiner Nachkommen, die sich Fzing nannten und zu den angesehensten, im Klevischen ansässigen Familien gehörten.

Als 1609 der letzte Herzog von Jülich, Kleve, Berg, Mark und Ravensberg Johann Wilhelm ohne männliche Erben gestorben war,

entbrannte ein langwieriger Erbfolgestreit zwischen Kurbrandenburg und Pfalz-Neuburg, in dessen Verlauf sich noch andere Länder einmischten und auch Ravensberg hineingezogen wurde. Der im Meviſchen anſäßige nächſtfolgende Jüngling mit Vornamen Gerhard ſah ſich da genöthigt, Partei zu ergreifen. Er ſchlug ſich ganz entſchieden auf die Seite Brandenburgs, dem auch ſchließlich das Land Meve zufiel. Er ſpielte hier eine nicht unbedeutende Rolle und wurde nach Beendigung des Kriegs Kurfürſtlich Brandenburgiſcher Kommiſſar in Meve. Nun folgten die noch ſchlimmern Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs, von dem das Land ſich nur ſehr langſam erholen konnte. Erſt einem Urenkel Gerhard's, Johann, der mit Eliſabeth Mehr verheiratet war, wurde es möglich, die andere Hälfte des Ritterguts Vogelſang 1699 hinzuzukaufen.

Deſſen Enkel Gerhard eröffnete, zugleich mit einem ſeiner Brüder, die große Reihe der Jüngs, die dem König von Preußen als Offiziere dienten. War es doch die Zeit Friedrichs des Großen, der für ſeine ruhmreichen Feldzüge viele tüchtige Offiziere brauchte. Gerhard war 1727 zu Vogelſang, das ſeinem Vater Eberhard gehört hatte, geboren. Seine Mutter Johanna Geſina war eine geborene von Langenberg. Gerhard hatte außer fünf Schweſtern zwei Brüder, beide älter als er. Der erſte, Johann Heinrich, fiel als Offizier im erſten ſchleſiſchen Krieg. Der zweite, Konrad Eberhard, erbte Vogelſang. Gerhard wünſchte wie ſein Bruder Johann Heinrich, Offizier zu werden. Doch fürchtete ſeine Mutter nach dem Verluſt ihres älteſten Sohns in jener kriegeriſchen Zeit für das Leben ihres jüngeſten. Deſhalb ſollte er Paſtor werden. Er hatte ſich auch ſchon in Bielefeld im geiſtlichen Amt betätigt. Doch ging es ihm ebenſo wie mir, der ich auch nur auf Wuñſch meiner Eltern, eines Lungenleidens wegen und nicht aus eigener Neigung Landpfarrer werden ſollte und auch ſchon die Kanzel beſtiegen hatte, dann aber umſattelte. Ich beſchritt nun die Beamtenlaufbahn.

Mein Vorfahr Gerhard hatte, ſo wie ich, in dem ſchönen Marburg a. d. Lahn Gottesgelahrtheit ſtudiert und dort im Winter auf einem der Bälle die noch ſehr junge Maria Eliſabeth Sommer kennen gelernt. Bei dieſen Gelegenheiten iſt es, wie man jagt, eine alte, oft erprobte Sitte, daß die Ballmütter einen zuſammenlegbaren Traualtar unter ihrem Kleid verborgen tragen. Hierbei war und iſt es beſonders auf junge, unerfahrene Theologen abgeſehen. Dieſem Brauch fiel auch unſer noch ſo junger, ahnungsloſer Gerhard zum Opfer und mußte in den ihm verlockend dargebotenen Apfel beißen.

Schnell war die Ehe geschlossen. Das greifbare Resultat jener ehrwürdigen Sitte war ein Knäblein, das 1747 in Bielefeld das Licht dieser besten aller Welten erblickte und die Namen Johann Friedrich Eberhard erhielt. Der mutige Vater war kaum 20 Jahre alt. Diesen Mut habe ich niemals aufbringen können und blieb, allerdings meiner schwachen Gesundheit wegen, unverheiratet. Als diese sich endlich gebessert hatte, hatte ich den Anschluß verpaßt.

Übrigens entging ich damals in Marburg nur mit knapper Not dem Schicksal meines Vorfahren, das auch mir drohte. Als ich Marburg verlassen hatte, wurde ich noch Jahr und Tag mit zuerst sehr zärtlichen, dann aber vorwurfsvollen Briefen bombardiert, die an meine christliche Liebe und mein religiöses Gewissen appellierten. Der Anlaß dazu war lediglich der, daß ich auf einem der Bälle dreimal mit demselben Mägdelein getanzt hatte, was als Kompromittierung bezeichnet wurde. An wie viele Jünglinge mag wohl eine solche vereinsamte Jungfrau gleichzeitig derartige Briefe voller doch so tief empfundener, echter, unauslöschlicher Liebe verzapft haben? Doch nun Scherz beiseite. Sicherlich ist es für eine Tochter richtiger und glückbringender, wenn sie ihrem natürlichen Beruf folgen kann und eine tüchtige Hausfrau und gute Mutter für liebe Kinder wird, als wenn sie sich, wie heute üblich, zu einem Beruf drängt, der sonst einem Mann zukommen und es diesem ermöglichen würde zu heiraten.

Mein Vorfahr Gerhard blieb also, wie schon gesagt, dem geistlichen Beruf nicht treu. Er folgte seiner ursprünglichen Neigung und wurde Offizier. So kam es, daß er erst mit 30 Jahren Fähnrich und bald darauf Leutnant wurde und zwar im Freibataillon von Courbière in der alten Hafenstadt Emden. Früh verwitwet heiratete er noch zweimal: zuerst Anna von Felsen und nach deren Tod eine Freiin von Montmartin. Doch schenkte ihm nur die erste, Anna, noch einen zweiten Sohn. Dieser wurde wie sein älterer Bruder Offizier, starb aber schon frühzeitig. Der Vater Gerhard wurde dann 1786 Major und, als das Emdener Freibataillon 1788 aufgelöst wurde, Kommandeur des Depotbataillons des Infanterie-Regiments von Eckartsberg Nr. 45. Er starb 1797 in Bayreuth, fast 70 Jahre alt.

Sein einziger, ihn überlebender Sohn, Johann Friedrich Eberhard, mein Urgroßvater, war in dasselbe Emdener Freibataillon wie sein Vater eingetreten und 1767 schon mit 19 Jahren Sekonde-Leutnant geworden. Nach Auflösung des Freibataillons blieb er zunächst in Emden, nunmehr beim Depotbataillon des Infanterie-Regiments Nr. 48 von Eichmann, das später Kurfürst zu Hessen-Kassel hieß, und

wurde zum Stabskapitän befördert. Sein Oberst war Heinrich Sebastian Sigismund Freiherr von Holzschuher, dessen Gattin von demselben Oberst des Jariges abstammte, wie meine Großmutter Auguste von Ffing. Holzschuher, der zu der bekannten Nürnberger Patrizierfamilie gehörte und 1800 in Emden starb, war verheiratet mit Luise, ältesten Tochter des Jürgen von Ramecke auf Gumenz in Pommern, und seiner Gattin Marie, einzigen Tochter des Heinrich Gottfried Steyeg zu Görniz auf Gottswalde und seiner Gattin Marie Elisabeth, die die Tochter des Oberst Joseph Pandin des Jariges und Schwester des Großkanzlers Philipp Joseph von Jariges war.

Mein Urgroßvater Johann Friedrich Eberhard wurde 1791 von Emden nach Wesel versetzt. Als sein Oheim Konrad Eberhard von Ffing 1798 ohne Kinder starb, erbte er von ihm das Familiengut Vogelsang. Doch starb er bereits am 5. Februar 1801 im Alter von 53 Jahren und hinterließ seine Witwe Anna und sechs unmündige Kinder, nachdem drei schon zuvor gestorben waren. Seine Witwe war die Tochter des 1735 in Emden geborenen Zollnehmers Andreas Wychers und seiner Gattin, geborenen Braß, aus Digum, die den schönen Vornamen Engel führte. Diese wurde also mit vollem Recht bis an ihr seliges Ende von allen stets Engel genannt, ein einzigartiger Fall, der sonst in diesen Familiengeschichten nicht zum zweitenmal vorkommt. Da beide Eltern bereits gestorben waren, als ihre Tochter Anna Witwe wurde, hatte diese es mit den sechs Kindern nicht leicht. Es waren eine Tochter Elisabeth und fünf Söhne, Gerhard, Andreas, Meinhard, der mein Großvater war, Wilhelm und Ludwig.

III. Meinhard's unfreiwillige Wanderjahre und französische Dienstzeit

Ich folge nun den Tagebuchaufzeichnungen meines Großvaters Meinhard, die auch schon deshalb den Leser fesseln werden, weil er hauptsächlich seine Erlebnisse in den Napoleonischen Kriegen, besonders in Rußland, darin geschildert hat. War er doch einer von den wenigen, die aus diesen entsetzlichen Strapazen und Kämpfen mit dem Leben davorkamen. Tagebücher von Mitkämpfern sind nur außerordentlich wenige erhalten. Gleichzeitig werden wir, gelegentlich der Verlobung

unfers jungen Helden, auch so recht in die Zeit des Überschwangs des Gefühls, in die längst verflungene Wertherzeit, zurückversetzt.

Meinhard von Fjing wurde geboren am 21. Juli 1790 in Emden oder, wie man damals schrieb, Embden in Ostfriesland, jenem äußersten Nordwestzipfel Deutschlands, der nur durch den Meerbusen des Dollart von den Niederlanden getrennt ist. Bald schon wurde sein Vater nach Wesel versetzt, wo nun Meinhard die Schule besuchte. Er war indessen noch nicht 11 Jahre alt, als der Vater starb, und er sowie seine Geschwister kamen unter die Vormundschaft des Justizkommissars und Notars Johann Carp in Wesel, der auch das väterliche Gut Bogelsang für die Erben verwaltete. Für seine fast acht Jahre ältere Schwester Elisabeth war bald gesorgt, da sie den preussischen Hauptmann Adolf Freiherrn von Plettenberg heiratete. Auch Meinhard, wie seine beiden ältern Brüder Gerhard und Andreas, sollte Offizier werden, wodurch er Gelegenheit hatte, sich schon in jungen Jahren auf eigene Füße zu stellen. Er begann daher, 12 $\frac{3}{4}$ Jahre alt, seine militärische Laufbahn, nicht aus Neigung, sondern dem Zwang der Verhältnisse folgend, und trat als Junker in das Infanterie-Regiment von Schladen Nr. 41 in Minden ein, das im folgenden Jahr den Namen von Lettow erhielt.

Bald hatte er in Folge seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit sich bei seinem Regimentskommandeur Oberst von Wedel sehr beliebt gemacht und erhielt das Portepee. Bereits im April 1805 wurde er mit 14 $\frac{3}{4}$ Jahren zum Fähnrich befördert. Von hier an rechnete sein Dienstalter als Offizier. Gleichzeitig war er nach Bielefeld zur Kompanie von Grabowsky versetzt worden. Hier war sein Kompaniechef Kapitän Hiller und sein Leutnant von Hugo. Nach kurzer Zeit erhielt sein Regiment Marschbefehl nach Gütersloh und fünf Wochen später nach Paderborn. Quartier bekam er dort beim Domherrn von Spiegel, bei dem sein Bruder Gerhard einige Monate zuvor gelegen hatte und nun auch er gute Aufnahme fand.

Leider sah Preußen sich 1806 veranlaßt, ebenfalls an den kriegerischen Ereignissen, die ganz Europa erschütterten, teilzunehmen, da halb Deutschland mit Napoleonischen Truppen überschwemmt war, und erklärte dem französischen Usurpator den Krieg. Das Regiment von Lettow, das jetzt Oberst von Derthel führte, wurde nach Ostfriesland verlegt, um die Küste zu bewachen und die Engländer an einer Landung zu hindern. Denn diese beabsichtigten, sich wieder Hannovers, das durch den Schönbrunner Vertrag zwischen Preußen und Napoleon erst neuerdings an ersteres gefallen war, zu bemächtigen.

Unser Führer hatte das Glück, ein sehr angenehmes Quartier auf dem Land, nur zwei Stunden von Emden entfernt, zu bekommen. Er konnte daher häufig nach seiner Geburtsstadt reiten und seinen Oheim, den Medizinalrat Dr. Meinhard Wychers besuchen, der dort Stadtphysikus, Rathsherr und Vierzigerpräsident war. Dieser war der Bruder seiner Mutter, die, noch nicht einmal 44 Jahre alt, schon im Jahr zuvor ihrem Gatten im Tod gefolgt war, so daß Meinhard nun ganz verwais't war. Um so froher konnte er sein, jetzt manche angenehme Stunde im trauten Kreis der liebenswürdigen Familie seines guten Oheims zu verleben, der auch sein Taufpate war und nach dem er seinen Vornamen Meinhard führte.

Bald jedoch kam sein Regiment nach Münster, wo das ganze Armeekorps unter General v. Lecocq zusammengezogen wurde. In der Nacht zum 16. Oktober 1806 erhielt dieser durch besondern Kurier die Nachricht vom unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Jena und zugleich den Befehl, sich sofort der Hauptarmee anzuschließen. Die Alarmentrommel wurde noch in derselben Nacht gerührt, und um 3 Uhr in der Frühe war das Korps auf dem Marsch. Da indeß der Weg zur Armee wohl zu unsicher geworden war, traf in Osnabrück der Gegenbefehl ein, es solle die Festung Hameln besetzen. Dort hatte Meinhard die Freude, seinen zweiten Bruder Andreas, der hier in Garnison lag, wiederzusehen und in dasselbe Quartier mit ihm zu kommen.

Inzwischen kam für Berlin der Tag der tiefsten Erniedrigung, als Napoleon, der Zertrümmerer des Staats Friedrichs des Großen, hier am 27. Oktober seinen Einzug hielt. Bezeichnend war das Wort, das der große Kaiser, zu seinen Offizieren gewendet, über unsern großen Friedrich sagte: „Wenn dieser König noch lebte, würden wir jetzt nicht hier sein.“ Unvergessen sind auch die Worte, mit denen der greise Professor und Oberkonsistorialrat der Französischen Kolonie Erman seine Ansprache begann, als Napoleon die Spitzen der Berliner Behörden und Geistlichkeit empfing: „Sire! Je ne serais pas digne de l'habit que je porte, de la parole que j'énonce et du roi que je sers, si je ne voyais qu'avec la plus profonde douleur Votre Majesté en ces lieux.“

Kurze Zeit darauf begann die Belagerung von Hameln durch französische und holländische Truppen. „Doch waren,“ so berichtet sehr charakteristisch unser junger Tagebuchführer, „unsere Kommandanten zu friedlich gesinnt, als daß sie sich hätten lange verteidigen sollen, und dieses war denn auch Ursache der baldigen Übergabe der Festung durch Kapitulation.“ Am 21. November wurden

den Feinden die Tore geöffnet. Die Soldaten kamen größtenteils und zwar gegen die Kapitulation als Kriegsgefangene nach Frankreich. Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort frei gelassen. Ebenso schimpflich kapitulierten die Festungen Erfurt, Spandau, Stettin, Küstrin und Magdeburg. Nur Kolberg und Graudenz hielten sich tapfer.

Das Unglück des Vaterlands war groß und lastete schwer auch auf unserm Meinhard, der nun stellunglos, elternlos, heimatlos keine bleibende Stätte hatte und von einem Verwandten oder Bekannten zum andern umherwandern mußte. Zunächst ritt er nach Minden, um einiges von seinen Sachen, die er dort bei dem Drechsler Heine zurückgelassen hatte, sowie sein Packpferd zu verkaufen. Dann schlug er den Weg nach Wesel ein, wo er seine erste Jugend verlebt hatte und wo sein Vormund wohnte. Unterwegs besuchte er zuerst einen alten Bekannten, Otterer, in Paderborn. Dann ritt er zu dem einen Bruder seines Schwagers nach Heeren, das bei Ramen im Kreis Hamm liegt. Dieser war der Majorats Herr auf Heeren, Friedrich Wilhelm Freiherr von Plettenberg. Hier traf er auch seine Schwester mit ihrem Töchterchen Elisabeth und feierte in dem kleinen Familienkreis ein frohes Weihnachtsfest. Erst im Januar 1807 kam er nach Wesel, wo seine beiden jüngern Brüder, Wilhelm und Ludwig, noch die Schule besuchten, während es seinen beiden ältern Brüdern Gerhard und Andreas, als bisherigen Offizieren, nicht besser erging als ihm. Da Wesel aber inzwischen von den Franzosen besetzt worden war, wurde ihm, als preussischem Offizier, nicht gestattet, sich in der Festung aufzuhalten. Deshalb bat er seinen Onkel Wychers in Emden, ihn bei sich aufzunehmen, und reiste auf dessen Einladung dorthin.

Erst nach Abschluß des Friedens von Tilsit konnte er, nachdem er fast sieben Monate in dem gastlichen Haus seines guten Oheims hatte bleiben dürfen, nach Wesel zurückkehren. Hier ließ er sich von seinem Vormund das Geld für eine Reise nach Berlin geben, wo er wenigstens die halbe Offiziersgage bis zu seiner Wiederanstellung zu bekommen hoffte. Aber schon in Paderborn erfuhr er, daß seine Reise vergeblich wäre, da selbst die halbe Gage nicht ausgezahlt würde. So mußte er sich unverrichteter Sache auf den Rückweg machen. Unterwegs blieb er wieder längere Zeit in Heeren und auch bei dem ältern Bruder seines Schwagers Karl, der 1788 die Erbtöchter Luise Freiin von Bodelschwingh geheiratet und seitdem den Namen Bodelschwingh-Plettenberg angenommen hatte. Ihn traf er auf Schloß Bodelschwingh, bei Dortmund gelegen, das mit seinen starken Türmen und

festen Mauern insofern eine besondere Merkwürdigkeit ist, als es eine rings von Wasser umgebene, wohlerhaltene, mittelalterliche Burg darstellt und noch bis in die neuere Zeit hinein nur durch eine Zugbrücke zugänglich war.

Als er nach Wesel zurückgekommen war, quartierte er sich in Hamminkeln, dicht beim Familiengut Vogelsang, das jetzt verpachtet war, sehr bescheiden bei einem Bauern namens Tinnefeld, genannt Halmann, ein und benutzte diese Zeit fleißig, um seine etwas mangelhaften Schulkenntnisse zu vervollständigen. Das Kostgeld mußte er jedoch schuldig bleiben, und zehn Jahre später, als er Hauptmann in Halle a. d. Saale war, klagte die Tochter dieses Bauern 60 Gulden fleißig für 8 Monate Wohnung und Verpflegung von ihm ein.

Da er nun keinerlei Gehalt mehr bekam, noch Aussicht hatte, wieder als preussischer Offizier eingestellt zu werden, nahm er Anfang 1808 seinen Abschied und bemühte sich in Düsseldorf wiederholt, in bergischen Diensten anzukommen. Doch stets vergeblich, obwohl der Freiherr von Bodelschwingh-Plettenberg, der sonst großen Einfluß hatte, ihn dort persönlich dem Großherzoglich Bergischen Erbmarschall Reichsgrafen von Kesselrode vorgestellt und besonders empfohlen hatte. Da kam er auf den Gedanken, Landwirt zu werden, um das väterliche Gut Vogelsang, sobald er großjährig geworden, übernehmen zu können, wozu er große Lust hatte. Er bat daher seinen Verwandten, den Majorats Herrn Friedrich Wilhelm von Plettenberg, ihn auf einem seiner Güter die Landwirtschaft erlernen zu lassen. Dieser war jedoch dagegen und meinte, er solle nur beim einmal erwähnten Beruf bleiben, bei dem er schon wieder ankommen würde. So blieb er in Hamminkeln, bis er und sein Bruder Andreas, der meistens mit ihm zusammenlebte, eine neue, sehr willkommene Einladung zum Dukel Wyhers nach Emden bekamen.

Nun machten sich beide, es war im Januar 1809, auf den Weg nach ihrer Geburtsstadt und zwar aus Sparsamkeit zu Fuß. Es war eine grimmige Kälte und so viel Schnee gefallen, daß sie nur mit größter Mühe vorwärts kommen und den Weg finden konnten. Halb erfroren langten sie endlich in Emden an, wo sie „ziemlich artig“ empfangen wurden. Es war hier die Absicht Meinhardts, „eine Zivilbediennung nachzusehen“ oder sonst auf gut Glück nach Österreich, das wieder gegen Napoleon rüstete, zu gehen, um dort, wenn nicht anders möglich, sich als Gemeiner anwerben zu lassen. Jedenfalls wollte er nicht länger untätig bleiben und seinen Verwandten zur Last fallen oder weiter Schulden machen. Schließlich gelang es den Bemühungen

des Onkels, daß ihm eine Stelle beim Zoll, bei dem auch sein Großvater Andreas Wychers hier beamtet gewesen war, mit einem Gehalt von 200 Gulden jährlich angeboten wurde. Obgleich dies außerordentlich wenig war, befand er sich in einer zu bedrängten Lage, um die Stellung auszuschlagen. Da erhielt er zum Glück plötzlich eine Nachricht, die ihn veranlaßte, hierauf zu verzichten.

Oldenburg gehörte damals zum Rheinbund, der unter Napoleons Oberhoheit stand. Der Herzog hatte sich verpflichtet, ein Truppenkontingent zum Rheinbund zu stellen. Hierfür ließ er Ausländer unter sehr annehmbaren Bedingungen anwerben. Beide Brüder reisten daher, als sie dies erfahren hatten, sofort nach Oldenburg und meldeten sich bei dem dortigen Oberst von Arentschild, der sie schon am andern Morgen dem Herzog vorstellte. Auf ihre guten Empfehlungen hin nahm dieser sie gütig auf und stellte sie als Unterleutnants in seine Dienste. Es war im Februar 1809. Inzwischen war durch den Frieden von Tilsit aus den bisherigen preussischen Landen zwischen Elbe und Rhein das Königreich Westfalen unter Napoleons Bruder Jérôme gebildet, Ostfriesland aber zum neuen Königreich Holland geschlagen worden. Die beiden Emdener bedurften daher einer besondern holländischen Erlaubnis, um in oldenburgische Dienste überzutreten. Diese holte Andreas alsbald ein, und die Brüder waren über die Maßen glücklich, nach so langen, unfreiwilligen Wanderjahren sich wieder ihrem Beruf widmen zu können. Ihre monatliche Gage belief sich auf 25 Reichsthaler in Gold nebst 5 Reichsthalern Quartiergeld.

Wie ein roter Faden zog sich jeder Zeit durch Napoleons Politik der erbitterte Kampf gegen Frankreichs Hauptgegner und Erbfeind: England. So hatte er das Kontinentalsystem verfügt, wonach der ganze europäische Kontinent für englische Schiffe und englische Waren gesperrt sein sollte. Da im Sommer 1809 einige englische Kriegsschiffe im Jadebusen vor Anker gegangen waren und die Küste beunruhigten, wurde das Bataillon unsers Meinhard nach der bedrohten Gegend geschickt, um die Engländer, die bereits Landungen versucht hatten, daran zu hindern. Dies wurde auch erreicht. Später erhielt er einen andern Posten, ein Überwachungscommando, um den vielen Desertierungen Einhalt zu thun, die überall eingerissen waren. — Da sein Oberst ihn besonders schätzte, wurde er bereits im März 1810 zum Adjutant-Major befördert. Dies war für ihn ein neuer Sporn, mit allen Kräften an militärischen Kenntnissen nachzuholen, was er bisher verjäumt hatte.

Ende April wurde das ganze Corps an die Küste verlegt, und das Hauptquartier kam nach Jade, wo er bei Dierck Diercksen das beste Quartier bekam, das er sich wünschen konnte. Seine Wirtsleute verwöhnten ihn in jeder Weise, und so war es auch ganz natürlich, daß er sich in die liebliche Tochter des Hauses Lenchen verliebte. Was hatte sie aber auch für wundervolle blonde Haare, schimmernd und flimmernd wie eitel Gold. Was für herrliche, treuherzig dreinschauende, blaue Augen, als wäre ein Stückchen Himmel zur Erde herniedergekommen. Das süße Gesichtchen wie Milch und Blut. Ein Bild unschuldsvoller Offenheit, strahlender Reinheit und ungetrübter jugendfroher Heiterkeit. Ihr lustiges Singen erfüllte Haus und Hof, und bei ihrem silberhellen melodischen Lachen mußte selbst das grämlichste Gesicht sich aufheitern und mitlachen. Schon dachte unser Adjutant-Major sogar daran, sie zu heiraten, wenn es nur die Umstände zugelassen hätten. Diese schönen Tage ließen ihn auch sogleich, wie er schreibt, „von einer Krankheit, der Hypochondrie“, die ihn schon 6 Monate geplagt hatte und bei seiner Jugend — er war 19 Jahre alt — nichts Ungewöhnliches ist, wieder völlig genesen. Hier besuchte ihn sein 15jähriger Bruder Wilhelm, der seit einem Jahr in Emden war, um sich in dem Abeckschen Geschäft kaufmännisch auszubilden. Dieser befand sich in großer Besorgnis wegen einer drohenden Konfiskation, wonach die jungen Leute im Alter von 13 bis 16 Jahren zu Schiffsjungen und die von 17 bis 25 zu Landsoldaten ausgehoben werden sollten.

Die frohe Zeit in Jade war schon Anfang Juni zu Ende, wo französische Truppen die Küste besetzten. Hatte doch Napoleon die Absicht, im Jadebusen den Hauptkriegshafen der deutschen Nordseeküste anzulegen. Aus diesem Grund dauerte die von ihm zwar gewährleistete Selbständigkeit des Herzogtums Oldenburg jetzt nicht mehr lange. Schon Anfang 1811 annektierte er es vertragswidrig und zwang den Herzog, sein Land zu verlassen, der nun zu seinem Verwandten, dem Zaren, flüchtete. Kurz zuvor hatte Meinhard als Adjutant-Major den Befehl erhalten, in Oldenburg dem Herzog Meldungen zu erstatten. Er wurde aber von ihm nicht empfangen, da er mit Einpacken beschäftigt war, wohl aber vom Prinzen Peter, der rührenden Abschied von ihm nahm. Diese Usurpation war einer der Gründe, daß Rußland im folgenden Jahr wieder an Frankreich den Krieg erklärte. Auch das oldenburgische Armeecorps wurde also nun französisch und nach dem ebenfalls schon französisch gewordenen Ösnabrück verlegt. Den Offizieren wurde freigestellt, unter Bei-

behaltung ihrer bisherigen Stellung im Dienst zu bleiben. Meinhard gestatteten die Verhältnisse keine Wahl. Er sah sich zu seinem größten Schmerz gezwungen, den Eid auf die französische Fahne zu leisten.

Quartier bekam er in Osnabrück beim Grafen Münster. In dessen Haus wurde er sehr gut aufgenommen und hatte bei den Gesellschaften, die die Gräfin gab, Gelegenheit, die vornehmen Familien der Stadt und Umgegend kennenzulernen. Am liebsten verkehrte er beim Kammerherrn Florenz Ostman von der Lehe. Von dessen liebreizenden Töchtern zeichnete sich die zweite, die 16jährige Marianne, deren jugendliche Blüte sich damals gerade zu entfalten begann, durch ihre anmutige Schönheit und große Herzengüte besonders aus. Die Familie Ostman war seit Mitte des 16. Jahrhunderts zu Wiedenbrück im vormaligen, zum Gebiet des Hochstifts Osnabrück gehörigen Amt Reckenberg ansässig, wo sie zu den sogenannten ratsherrlichen Familien zählte. Ihr entstammte der 1645 geborene Fürstbischöflich Osnabrücksche Geheime Rat Dr. jur. Franz von Ostman, der 1680 das bei Osnabrück gelegene Gut Lehe erwarb und 1705 mit dem Prädikat „von der Lehe“ in den rittermäßigen Reichs- und erbländisch österreichischen Adelsstand erhoben wurde. Er stiftete aus dem landtagsfähigen Rittergut Lehe nebst einer Anzahl sonstiger Liegenschaften ein im Mannesstamm nach dem Recht der Erstgeburt vererbliches Fideikommiß. Hierzu gehörte auch sein adliger Hof in der Stadt Osnabrück, ein nach damaliger Sitte bevorrechtetes Anwesen mit schönem, großem Haus, wo er bei seinem Aufenthalt in der Stadt zu wohnen pflegte. Sein Urenkel Florenz Ostman von der Lehe, Majoratsherr auf Lehe, Königlich Hannoverscher Kammerherr und Regierungsrat, vermählte sich 1789 mit Therese von Boeselager, Herrin auf Honeburg und Altenhagen. Das dritte Kind aus dieser Ehe war Marianne Theodore Rosine. Sie hatte 1794 in Lehe das Licht der Welt erblickt und nach ihrer Großmutter und Patin, der Obristleutnantin Maria Anna Ostman von der Lehe, geborenen von Nordede zur Rabenau, ihren Rufnamen erhalten.

Sie sehen und sie lieben war für unsern Meinhard eins, und er wurde in seiner Liebe noch bestärkt, als er sah, daß auch ihr seine Person nicht gleichgültig war. Mehrere Male in der Woche hatte er die Freude, sie zu sehen, und oft war er mit der Familie auf ihrem nahen Gut Lehe, wo er die „wonnevollsten“ Stunden verlebte. Lange konnte den Eltern diese Neigung nicht verborgen bleiben. Sie mißbilligten sie aber ganz und gar, da die Zukunft des noch so jungen Offiziers viel zu unsicher schien, zumal in französischen Diensten.

Deshalb schickten sie ihre Tochter zu der befreundeten Familie des Freiherrn von Beverförde nach dem nicht weit entfernten Lohburg.

Bald darauf, am 15. November 1811, erhielt das Regiment, in dem Meinhard stand, es war jetzt das 129. Linien-Infanterie-Regiment, Befehl, nach Mastricht abzumarschieren. Lohburg, wo seine angebetete Marianne, wie er erfahren hatte, weilte, lag nicht weit ab von seiner Marschrichtung. Er beurlaubte sich daher nach dem Abmarsch auf einen Tag, um ihr Lebewohl zu sagen. „Da Herr und Frau von Bevernförde,“ schrieb er, „nichts dagegen hatten, sah ich sie wieder, deren Bild bis ans Ende meines Lebens in meinem Herzen eingegraben bleiben wird, und empfand alle die Glückseligkeit, die ein Sterblicher beim Wiedersehen seiner Geliebten empfinden kann. Doch bald rückte die Zeit zum Abschied heran. Die Empfindungen, welche sich, mit meinem Schmerz verbunden, meiner bemächtigten, machten mich meiner ganz unbewußt. Mehrere Male kehrte ich auf halbem Wege zurück, umarmte Marianne und wiederholte die Versicherung meiner nie aufhörenden Liebe.“ — Wann würden wohl die Liebenden sich wiedersehen?

Der Marsch führte über Wesel nach Mastricht, das damals auch französisch war. Das Regiment blieb hier einige Wochen liegen. Im Januar 1812 wurde Meinhard mit 21½ Jahren bereits zum Kapitän befördert. Inzwischen war Napoleon auf dem höchsten Gipfel seiner Macht angelangt und wollte, nachdem er das ganze übrige Europa unterjocht hatte, auch das widerspenstige Rußland zu seinen Füßen sehen, um gegen England freie Hand zu haben. Zu diesem Zweck rüstete er ein ungeheures Heer von weit über einer halben Million Soldaten, wozu seine Hilfsvölker das Meiste beizutragen hatten. Es war so groß, wie kaum eins je zuvor. Auch das 129. Regiment mußte dem Heeresruf folgen und setzte sich von Mastricht aus am 26. Februar 1812 in Bewegung.

Zunächst ging es über Aachen nach Köln und den Rhein aufwärts bis Mainz. Unterwegs erregte der damals erst wenig vollendete Kölner Dom die höchste Bewunderung des jungen Kapitäns, und es befahl ihm beim Eintritt in den bereits fertiggestellten mächtigen Chorraum mit seinem wundervollen majestätischen Abschluß ein heiliger Schauer. Besonders überraschte ihn die bunte Pracht der herrlichen Glasmalereien der vielen hohen Fenster. Sein junges Herz blieb auch für all die ihm noch ganz neuen Schönheiten des lieblichen Rheintals mit seinen reichen Weinbergen und alten Burgen nicht unempfänglich. Dazu erfreute er sich überall am köstlichen Wein.

Hohe Preise erzielten damals schon bevorzugte Lagen des edlen Rheinweins. Der Ertrag des berühmten Johannisberges, den Napoleon dem Marschall Kellermann zu Lehen gegeben hatte, war im letzten Herbst für 40000 Gulden verkauft worden. Der Weg von Maastricht nach Mainz betrug 54 Wegstunden, die in 11 Etappen und 2 Ruhetagen, also in 13 Tagen, zurückgelegt wurden. — Die Wegstunde zu etwas mehr als einer halben deutschen Meile gerechnet.

In Mainz sollte das Regiment den Artilleriepark des 10. Armee-corps erwarten und dann begleiten. Doch lief bald der neue Befehl ein, es sollte bereits am 17. März nach Leipzig aufbrechen. Zunächst wurde Frankfurt a. M., Fulda und Eisenach passiert. In der schönen Lutherstadt ereignete sich indessen ein schreckliches Unglück. Es flogen drei Pulverwagen in die Luft, wodurch 52 Menschen getötet wurden und ein großer Teil der Stadt in Flammen aufging. Leipzig wurde am 1. April erreicht, wo ein Tag ausgeruht wurde. Es waren von Mainz 86 Wegstunden in 14 Etappen und einem Rasttag. Dann ging es weiter über Torgau, Lübben und Frankfurt a. d. O. bis zum Dorf Großkirschbaum bei Zielenzig, in 11 Etappen und einem Ruhetag, 60 Wegstunden. Hier und beim nahen Neudresden bezog das Regiment zum erstenmal Kantonnements, wo Marschall Ney am 24. April Revue abhielt. Am 1. Mai marschierte es weiter über Meseritz und das damals zum Großherzogtum Warschau gehörige Posen, wohin 31 Jahre später Meinhard als Regimentskommandeur kommen sollte, nach Thorn und die Weichsel abwärts, in nördlicher Richtung bis nach Kulm in 13 Etappen und 2 Ruhetagen, 85 Wegstunden.

Hier gab es wieder Aufenthalt. Ihn benutzte Meinhard, um nach Graudenz zu fahren und den Stieffohn seiner Schwester zu besuchen, den er erst nach langem, vergeblichem Suchen fand. Nach Kulm zurückgekehrt, machte er in seinem Tagebuch etwas ausführlichere Notizen über seine Eindrücke in Polen. „Die Leute sind,“ so vermerkte er, „meist außerordentlich arm und leben in kleinen, schlechten Holzhütten in der größten Unreinlichkeit. Ihre Röcke und Mützen sind aus bloßen Schaffellen zusammengenäht. Auffallend ist ihre Art zu grüßen, indem sie sich erst die Hand und dann die rechte Schulter gegenseitig küssen. Wenn der gemeine Mann einem Edelmann begegnet, fällt er vor ihm nieder, umfaßt seine Füße und küßt sie. Er ist der völlige Sklave seines Gutsherrn, der ihn nach Belieben mit 20, ja mit 100 Stockschlägen bestrafen kann. Um den argen Requisitionen der durchziehenden großen Heeresmassen zu entgehen,

waren die Besitzenden, ihr Vieh vor sich hertreibend, mit Sack und Pack geflüchtet. So traf man häufig nur noch die verlassenen Häuser an.“

Nach 14tägiger Ruhezeit zog das Regiment weiter. In Löbau war der nächste Rasttag, wo Meinhard bei den Zisterziensern ein besonders angenehmes Quartier fand. Hier kaufte er sich für 30 Reichsthaler ein leichtes Pferd, einen Kappen, der aber außerordentlich widerstandsfähig war und ihm ausgezeichnete Dienste leistete. Ein langer und anstrengender Marsch führte nun über Allenstein und Goldap nach Kallwar, wo sich das 3. Armeekorps sammelte, ehe es über die Grenze Rußlands ging. Dann wurde bis zum Niemen mit allergrößter Beschleunigung und Vorsicht, zum Teil in der Nacht marschirt und der Grenzfluß bei Panimum auf Schiffbrücken überschritten. Kurz zuvor war auch Napoleon hier über den Fluß gegangen und hatte das russische Gebiet betreten, gerade zu derselben Zeit, als Alexander I. in Wilna den Friedensvertrag mit der Türkei ratifizierte.

Am andern Ufer hielt Napoleon am 26. Juni selbst große Revue über das 3. Armeekorps ab. Sobald der Kaiser erschien, umtraute ihn der dröhnende Zuruf „Vive l'empereur!“ aus den Kehlen der vielen Tausenden, der sich lawinenartig durch die Reihen seiner faszierten Getreuen fortpflanzte. Alle Not und Entbehrung waren für den Augenblick plötzlich vergessen, und alle waren hingerissen von einer unerklärlichen Begeisterung für diesen kleinen, merkwürdigen Mann im einfachen Waffenrock. Sein Gesicht blieb bei dieser Huldigung unbeweglich. Es verfinsterte sich aber, als er mit scharfem Blick sogleich die großen Lücken im 129. Regiment bemerkte, und er sprach seine Unzufriedenheit darüber aus. Denn fast der dritte Teil war zurückgeblieben, d. h. zumeist desertiert. Die Entfernung von Kulm bis hier betrug 144 Wegstunden, die in 23 Etappen zurückgelegt wurden.

Der Weitermarsch gestaltete sich ungemein schwierig. Die angenehmen Quartiere in Städten oder Dörfern hatten schon von Goldap ab aufgehört, und es mußte bivouakiert werden. Doch fehlte es bisher noch nicht an Lebensmitteln, die größtenteils requiriert werden konnten. Jetzt aber hörten die regelmäßigen Verteilungen auf, und es trat oft empfindlicher Mangel ein, da alles Genießbare auf dem Weg, soweit es nicht schon von den Russen vernichtet, von den französischen Truppen, die vorher hier durchgekommen waren, aufgezehrt worden war. Auch lockerte sich bald die strenge Mannszucht. Es wurde von Marodeuren überall geplündert und alles nicht Genießbare mutwillig zerstört. Ihre Raubgier ging sogar soweit,

daß sie Kirchen nicht verschonten und Grabstätten öffneten in der Hoffnung, Kostbarkeiten zu erbeuten. Es war empörend.

Dazu kamen die schlechten Wege, sofern man überhaupt von Wegen sprechen konnte, und andauerndes, fürchterliches Regenwetter, das alles in Morast verwandelte. Oft war der Artilleriepark, zu dem das Regiment jetzt eine Zeitlang befohlen war, von morgens 6 bis nachts 12 Uhr unterwegs, und es konnten nicht mehr als 4 Wegstunden zurückgelegt werden. Ja, man kam zuweilen nur eine halbe Wegstunde am Tag vorwärts. In einer Nacht krepirten fast 100 Pferde, die in dem aufgeweichten Boden stecken geblieben waren. Da erhielt das Regiment den Befehl, die Artillerie zu verlassen und nach Wilna zu marschieren, an dem man bereits weiter nördlich vorbeigezogen war. Zu den 26 Wegstunden vom Niemen bis zur Hauptstadt von Litauen wurden nicht weniger als 11 Tage gebraucht.

Während Napoleon mit dem Hauptheer ohne Aufenthalt gegen Moskau vorrückte, wurde das 129. Regiment glücklicherweise der Reservearmee zugewiesen und blieb fast 2 Monate in Wilna liegen. Die Stadt hatten die Russen längst geräumt, nachdem sie alle Regierungsmagazine zerstört hatten, während man es den Einwohnern überließ, mit ihrem Eigentum nach Gutdünken zu verfahren. Die Stimmung der Litauer neigte indessen vielmehr zu Frankreich als zu Rußland. Mit ihrem Zurückweichen verfolgten die Russen, die auch die Übermacht der Franzosen fürchteten, den Plan, den Feind immer tiefer in das Innere des Landes zu locken und durch den Mangel an Lebensmitteln aufzureiben. Deshalb hatten sie nicht nur alles Genießbare in diesen Landesteilen vernichtet, sondern auch die meisten Häuser verbrannt. Das französische Heer konnte auf seinem Weitermarsch daher fast nur vom Fleisch des mitgetriebenen Viehs leben, während Brot und andere Vegetabilien fast ganz fehlten. Auch war das Trinkwasser häufig genug verunreinigt. Infolgedessen brachen bald Ruhr, Dysenterie und andere Krankheiten aus, wodurch das schon durch die großen Märsche überanstrengte Heer viel mehr litt, als wenn es hätte kämpfen müssen. Dazu trat Ende Juli noch die schrecklichste Hitze ein, wie sie bei dem kontinentalen Klima Rußlands das Gewöhnliche ist. Sie raffte, was wenig bekannt ist, zugleich mit den Krankheiten, den größten Teil des gewaltigen Heers dahin. Durch die mörderische Hitze des Sommers gingen — das muß betont werden — unendlich viel mehr Leute zugrunde, als nachher durch die Kälte zu Anfang des Winters auf dem Rückzug.

Diesen Leiden entging Meinhard dadurch, daß er in Wilna bleiben

konnte, das zum Hauptdepotplatz für die Armee hergerichtet wurde. Er war beim Stadtrat Jakob Hahn einquartiert, mit dem er sich sehr anfreundete, und verlebte in dessen gastlichem Familienkreis sowie bei den Kaufleuten Mauser und Gastel, die er hier kennengelernt hatte, recht vergnügte Stunden. Sorgfältig hat er in seinem Tagebuch die Namen seiner so ungemein häufig wechselnden Quartierwirte vermerkt, und fast jedesmal lobt er mit herzlicher Dankbarkeit die gute Aufnahme, die er gefunden, wenn sie auch noch so dürftig war. Ein Zeichen seines liebenswürdigen Charakters, aber auch seiner Genügsamkeit und Bescheidenheit. So auch hier in Wilna.

Am 31. August endlich brach das 129. Regiment nach Minsk auf, und er mußte wieder hinaus in die endlosen, wüsten Steppen und morastigen Niederungen. Tagelang im glühenden Sonnenbrand, der kaum zu ertragen war. Wenn er dann, in Gedanken verloren, dahintritt, und sein ermüdeter Blick sich in der flimmernden öden Ferne verlor, erschien ihm plötzlich, wie im Traum, ein holdes, süßes Bild, eine liebliche Mädchengestalt: Marianne. Und freundlich lächelte sie ihm zu, als wollte sie ihn anspornen, nicht zu ermatten. Da fühlte er, wie seine schon sinkenden Kräfte sich wieder belebten. Neue Hoffnung auf eine schöne Zukunft erfüllte sein schneller schlagendes Herz und trieb ihn vorwärts. — Viele, ungeheuer viele von seinen Leuten blieben dagegen auf dem Weg liegen, von Krankheit geschwächt, von der Hitze zermürbt, dem sichern Tod geweiht.

Das Regiment legte die 54 Wegstunden von Wilna bis Minsk in nur 6 Etappen und einem Ruhetag zurück. Der Zustand der Wege war besser geworden. In Smorgon hatte das Offiziercorps beim Marschall Dudinot, der bei Polozk verwundet worden war und hier daniederlag, Besuch gemacht. In Minsk verwandte das Regiment seinen $3\frac{1}{2}$ wöchigen Aufenthalt dazu, die großen Lücken, die unterwegs eingerissen waren, durch gefangene Polen wieder auszufüllen und diese einzuexerzieren. Auf dem Weitermarsch nach Smolensk desertierten aber die Neueingestellten bald wieder. Der zusammengeschmolzene Rest des Regiments hatte indessen auch schon sehr gelitten. Trotzdem kam es immer noch schnell genug vorwärts und legte die 85 Wegstunden in 11 Etappen und einem Rasttag zurück, so daß Smolensk am 12. Oktober erreicht wurde.

Der ganze Marsch des Regiments von Mastricht bis hierher mit seinen Umwegen betrug insgesamt 594 Wegstunden und wurde in 100 Etappen und 15 Ruhetagen zurückgelegt. Also durchschnittlich fast 24 Kilometer an jedem Marschtag, und nach 6 bis 7 Marschtagen

erst ein Ruhetag. Eine ganz bedeutende Leistung, zieht man die damaligen Verhältnisse in Betracht: die üblen Wege, das unpraktisch getragene Gepäck sowie die ungeschickten Bagage- und Munitionswagen. Unterwegs wurde allerdings wiederholt längerer Aufenthalt genommen, besonders der in Wilna und Minsk von zusammen fast 4 Monaten.

Um den Besitz des stark befestigten Smolensk war es vor 8 Wochen zu heftigen Kämpfen mit großen Verlusten auf beiden Seiten gekommen. Schließlich hatten hier, ähnlich wie nachher auch in Moskau, die haßerfüllten Einwohner selbst die eigene Stadt in Flammen gesetzt und die Flucht ergriffen. Eine grausige Tat opferwilliger Vaterlandsliebe, die den Feind um jede Frucht seines Siegs brachte. Vor den Mauern der Festung sah Meinhard jetzt noch Tote hier und da verstreut, von denen sich krächzende Krähschwärme erhoben, sobald sich jemand näherte. Aber auch innerhalb der Stadt lagen unter den verfohlten Trümmern der zusammengestürzten Häuser zahllose Leichen von Menschen und Pferden, die die Luft verpesteten. Das Elend war überall fürchterlich. Dazu kam der empfindliche Mangel an Lebensmitteln. Daß Krankheiten mehr und mehr überhand nahmen, war kein Wunder. Auch Meinhard fiel, kaum in der verwüsteten Stadt angekommen, ein hitziges Fieber, an dem er 3 Wochen danieder lag und dem Tod nahe war. Doch gelang es einem tüchtigen Arzt, ihm über das Schlimmste hinwegzuhelfen. Seine Genesung wollte jedoch keine Fortschritte machen, da es an den notwendigsten Stärkungsmitteln fehlte. Deshalb bat er, nach Minsk zurückkehren zu dürfen, was ihm auch gestattet wurde. Dies war für ihn das größte Glück.

Nachdem Napoleon am 25. August Smolensk verlassen hatte, stieß er 12 Tage später an der Moskwa bei Borodino auf ein starkes russisches Heer unter Kutusoff, der sich ihm stellte, um die Hauptstadt zu schützen. Der sieggewohnte Kaiser schlug ihn in einer furchtbar blutigen Schlacht und zog darauf, am 14. September, in das von den Einwohnern fast ganz verlassene und in Brand gesetzte Moskau ungehindert ein. Wiederholt, aber stets vergeblich bot er jetzt den Russen einen Waffenstillstand an. Endlich mußte er der vorgerückten Jahreszeit wegen sich dazu entschließen, am 19. Oktober den Rückzug anzutreten. In stetem, vergeblichem Kampf mit dem schnellen Feind, mit dem unbarmherzigen Hunger und mit der beständig fortschreitenden Desorganisation erlitt er unterwegs weitere, ungeheure Verluste. Als er am 17. November wieder Smolensk passirt hatte, ließ er die

gewaltigen Festungswerke sprengen, wobei Tausende, die sich noch in der Stadt befanden, ums Leben kamen.

Diesem Schicksal entging Meinhard glücklich dadurch, daß er schon 10 Tage zuvor die Stadt verlassen hatte. Sein Befinden besserte sich zusehends, je mehr er sich der Heimat näherte. Unterwegs traf er einen schwer verwundeten Kameraden, den Kapitän von Klenke, dem er seinen Wagen mit einem seiner beiden Pferde überließ, obgleich er sich selbst noch recht schwach fühlte. Er ritt nun das andere Pferd, seinen treuen Kappen. Sein Ziel Minsk erreichte er aber nicht, da es vom Feind besetzt worden war. Er kam nur bis zum befestigten Borissow, das an der hier von Sümpfen begrenzten Beresina liegt. Doch schon am dritten Tag nahmen die Russen die nur von wenigen Franzosen besetzte Stadt, und er mußte nach einem heftigen Gefecht, dem ersten, wo er selbst ins Feuer kam, sich mit seinen Leuten zurückziehen. Bald holte ihn aber die Hauptarmee, wenigstens das, was von ihr übrig geblieben war, ein und eroberte Borissow zurück, wo er sich mit einigen Lebensmitteln versorgen konnte.

Am 27. November gelang es ihm, als einem der ersten, — das war wieder sein großes Glück — die Beresina mit knapper Not zu überschreiten, in deren Fluten bald darauf so viele ums Leben kamen. Allerdings wurde er auf der Brücke beinahe erdrückt, da er immer noch sehr schwach war. So entging er auch dieser großen Gefahr, von der die wenigen Überlebenden so viel Furchtbares zu berichten wußten, während die große Masse des Heers schon längst vor Beginn des Winters zugrunde gegangen war. Seinen Kappen brachte sein polnischer Bursche mit eigener Lebensgefahr über den Fluß, der viel Eisschollen trieb. Am selben Tag traf er die Überreste seines Regiments — es waren nur wenige Mann —, wurde aber 2 Tage darauf wieder von ihnen getrennt. Die letzten Trümmer der Armee waren schon zu Anfang November größtenteils auseinandergelaufen. Jetzt aber war alles aufgelöst, alle Bande der Disziplin waren geschwunden. Nur etwa 20 polnische Lanzenreiter der Garde begleiteten den Wagen Napoleons, und auch er verließ am 6. Dezember das Heer, um so schnell wie möglich nach dem in Aufruhr befindlichen Paris zurückzukehren.

Noch immer ritt Meinhard seinen Kappen, der ihn mehrfach aus großer Gefahr gerettet hatte. Oft genug hatte er, wenn ihn der Hunger besonders plagte, daran gedacht, ihn zu schlachten. Doch konnte er zur Not sich stets auch ohne das behelfen und sogar das

nötige Futter für das Pferd aufzutreiben. Um so schmerzlicher war es, daß ihm das treue Tier 3 Tagemärsche vor Wilna auf einem Gutshof, wo er übernachtete, gestohlen wurde. Über diesen Verlust tröstete ihn etwas das Wiedersehen mit einem Freund, Ernst von Reichmeister, der mit der ältesten Tochter des Kammerherrn von Ostman, Franziska, verlobt war. Mit ihm konnte er auch über Marianne plaudern und ein paar Tage in schönen Erinnerungen schwelgen. Denn beide fanden auf einem Schlitten Platz, der sie durch die immer mehr zunehmende Kälte am 6. Dezember nach Wilna brachte.

Hier war es wieder ein Glück für beide, daß sie 2 Tage vor der Ankunft der Armee eintrafen. Sonst hätten sie kaum Einlaß oder Quartier noch sonstiges Notwendige mehr gefunden. So aber bekamen sie bei Meinhard's liebenswürdigem frühern Quartierwirt, dem Stadtrat Jakob Hahn, beste Unterkunft und konnten sich nach langer Zeit etwas zugute tun. Reichliches Essen war Meinhard aber nicht mehr gewöhnt. Infolgedessen trat bei ihm ein Rückfall ein, und das Fieber begann von neuem. Da er nun wiederum nicht mehr imstande war zu reiten, kaufte er sich einen Schlitten und versorgte sich hinlänglich mit Proviant. Dann eilte er, um nicht in russische Gefangenschaft zu geraten, unverweilt weiter über Komno, wo er den Riemen passierte, und Gumbinnen nach Königsberg, das er am 18. Dezember erreichte. Unterwegs traf er seinen Oberst, der ihm „jeht unartig begegnete,“ worüber er sich so ärgerte, daß er wieder Fieber bekam, das ihn bis Marienburg nicht verließ.

Es war schon spät abends, als er in der von Flüchtlingen überfüllten Stadt ankam und keine Unterkunft finden konnte. Da erblickte er einen Offizier in ihm wohlbekanntem Waffenrock und rief ihn um Hilfe an, da er so schwach war, daß er sich kaum in seinem Schlitten aufzurichten vermochte. Wie groß aber war seine Überraschung, als er sah, daß der Näherkommende sein eigener Bruder Andreas war, der schon vor ihm hier angekommen war. Dieser erkannte ihn jedoch nicht wieder. So abgezehrt und elend sah er aus. Erst als sich beide in die Augen blickten, fielen sie sich mit Tränen der Rührung und Freude in die Arme. Andreas nahm den Bruder mit in sein Quartier und sorgte für einen zuverlässigen Arzt. Dank seiner guten Natur und trefflicher Pflege wurde Meinhard schon nach 14 Tagen völlig wiederhergestellt, so daß er imstande war, auch wieder Dienst zu tun. Denn hier an der Weichsel sammelten sich die ungeordneten Menschenmassen zu ihren alten Formationen, und es wurde wieder regelmäßiger Dienst eingeführt.

Wie froh konnte Meinhard jetzt sein, den Schrecknissen dieses ungeligen Feldzugs entronnen zu sein, wo er 6 Monate lang im Innern Rußlands unterwegs gewesen war und nur zu oft in größter Lebensgefahr geschwebt hatte. Wenn er jedoch hoffte, in dem gerade beginnenden neuen Jahr 1813 etwas Ruhe in einer angenehmen Garnison genießen zu können, so sollte er sich täuschen. Ebenso unbeständig wie das Glück des ruhmsüchtigen Kaisers, seines Herrn, war, für den der Krieg vielfach nichts anderes bedeutete, als eine Art Sport, etwa wie eine Parforcejagd, wemgleich er oft genug der Gejagte war, während er zu jagen dachte, so wechselvoll gestaltete sich auch fernerhin Meinhard's Zukunft.

Bis zum 12. Januar war er in Marienburg geblieben. Da näherte sich der Feind, und die Franzosen mußten sich schleunigst zurückziehen. Es ging über Konitz, Schönlanke und Landsberg a. d. Warthe nach Berlin. Den einen Ruhetag hier benutzte Meinhard dazu, sich die „Schönheiten“ der preußischen Hauptstadt anzusehen. Hierzu rechnete er vor allem das erzene Reiterstandbild des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke, das neue Brandenburger Thor, von dem Napoleon die Siegesgöttin hatte herunternehmen und nach Paris schaffen lassen, und die damals erst in Stein ausgeführten Standbilder der Generale Friedrichs des Großen auf dem Wilhelmsplatz. Nach dem Abmarsch am 1. Februar kam er über Erfurt und Hanau nach Frankfurt a. M. und dann zu Schiff in 3 Wochen nach Mainz.

Der fluchtartige Rückzug Napoleons aus Rußland hatte der Welt gezeigt, daß er nicht unbefieglbar war. Schon am 28. Februar wurde zu Kalisch zwischen Preußen und Rußland ein Schutz- und Trutzbündnis gegen ihn geschlossen. Infolgedessen sammelte er sogleich wieder neue Truppen in den verschiedenen Gegenden seiner ausgedehnten Herrschaft, so auch in Thüringen. Das völlig zusammengebrochene 129. Regiment mit Meinhard wurde nach Erfurt geschickt, um sich mit dem 127. und 128. zu einem Regiment zu vereinigen. Bereits Anfang April kam ein neuer Marschbefehl, nach Würzburg zu gehen, wo das Fort jenseits des Mains bezogen wurde. Hier sollte das Regiment, wie zuvor in Wilna, eine Reservestellung einnehmen, während die kriegerischen Ereignisse sich bei Großgörschen, Bauzen und Wurzen abspielten. Würzburg mit seinen Ländereien bildete damals ein Großherzogtum und gehörte zum Rheinbund. Hier hatte sich ein Teil der süddeutschen Regimenter zu sammeln. Für sie war, etwa eine Stunde von der Stadt entfernt, ein großes Barackenlager errichtet. Die Truppen waren fast durchgehends neu eingestellt und

mußten zunächst ausgebildet werden. Nachdem Anfang Juni 1813 ein kurzer Waffenstillstand abgeschlossen war, kam der Kaiser am 2. Juli nach Würzburg, um über die dortige Division des Marschalls Augereau, Herzogs von Castiglione, Revue abzuhalten.

Mitte August hatte Meinhard mit einer nur kleinen Abtheilung wieder an den Rhein zurückzugehen, um neue Mannschaften aus Frankreich in Empfang zu nehmen. Dies geschah in Oberingelheim, wobei ihm Zeit genug blieb, seine Schwester und seinen Schwager von Plettenberg, der jetzt in Dillenburg im Nassauischen stand, aufzusuchen. — Der Stern des gefürchteten Selbstherrschers war indessen im Erblaffen. Die Franzosen wurden bei Großbeeren, an der Raabach, bei Mollendorf und bei Dennewitz geschlagen, und Preußen und Rußland schlossen mit Oesterreich ein Bündniß zur endlichen Befreiung von dem schmachlichen Joch des Tyrannen und zur Wiederherstellung ihrer Länder nach den alten Verhältnissen.

Erst Ende September war das neue Bataillon Meinhard's vollständig beisammen und erhielt Befehl, nach Kassel zu marschieren, um die Garnison zum Schutz des Königs von Westfalen Jérôme, der im Schloß zu Napoleonshöhe — heute Wilhelmshöhe — wohnte, zu verstärken. Da geschah das große Ereigniß. Das Heer Napoleons wurde in der Völkerschlacht bei Leipzig von den drei Verbündeten völlig geschlagen, und der große Welteroberer mußte sich eilends bis nach Mainz und über den Rhein zurückziehen. Diese Flucht des französischen Heers in Schnee und Kälte und zum Teil wieder in völliger Auflösung erinnerte sehr an den vorjährigen Rückzug aus Rußland. Auch König Jérôme floh aus Kassel, womit sein Königreich ein Ende nahm, und die französische Garnison zog am 27. Oktober ab. Sie nahm vorsichtig, in großem Bogen, ihren Weg über Paderborn, Soest, Hamm, wo Meinhard beim Freiherrn von Bodelschwingh zu Abend aß, und über Heeren, wo er den Majorats Herrn von Plettenberg und Gisbert von Bodelschwingh traf. — Während jetzt so mancher deutsche Soldat desertierte, um nach seiner Heimat zurückzukehren oder wieder in deutsche Dienste überzutreten, wäre auch Meinhard natürlich von Herzen gern diesem Beispiel gefolgt, wenn er sich nicht durch seinen Treueid auf die französische Fahne gebunden gefühlt hätte. Er glaubte sich nur durch einen ehrenvoll bewilligten Abschied frei machen zu dürfen. So zog er mit seinem Regiment weiter über Düsseldorf, den Rhein aufwärts nach Köln, Mainz und bis nach Straßburg, wo er nach einmonatigem Marsch ankam.

Während die deutschen Soldaten des Regiments nach Bordeaux

geschickt wurden, bekam er für seine Verion besondern Befehl, am 15. Dezember nach Grenoble aufzubrechen, um fern von den deutschen Grenzen an den dortigen Kämpfen gegen die Verbündeten, hauptsächlich gegen die Österreicher teilzunehmen, die durch die Schweiz gegen Südfrankreich vorrückten. Er reiste über Belfort, Besancon, Bourg en Brejse mit der berühmten Kirche und Voiron in 10 Tagen nach Grenoble. Wie war er da von der wundervollen Schönheit der Dauphiné überrascht, die sich ihm aufthat, als er bei Voiron in das Thal der Isère und in diesem aufwärts in das zauberhafte Gebiet der majestätischen Alpenwelt gelangte, deren Berggipfen mit ewigem Schnee und Eis bedeckt sind, während unten im Thal sich in südlicher Nüpfigkeit die fruchtbarsten Gelände mit Wein, echten Kastanien und vielerlei Obstbäumen weithin erstrecken bis zur Beherrscherin all dieser Herrlichkeit, Grenoble, der starken Festung. Welch ein Gegenjatz zwischen dieser paradisijschen Gegend und jenen weiten, öden Steppen Rußlands, die er im Jahr zuvor hatte durchziehen müssen. Doch auch in diesem Paradies fehlte die Schlange nicht, der Krieg mit seinen vielen, ihm allerdings schon gewohnten Anstrengungen und Gefahren. In Grenoble meldete er sich beim Divisionsgeneral Larocbe und wurde dem 8. leichten Infanterie-Regiment zugeteilt, das in Genf lag. Er mußte also wieder nach Norden, zunächst die Isère aufwärts und nach Savoyen hinein bis zur Hauptstadt dieses Landes, Chambéry, mit dem malerischen, alten Stammjchloß der savoyjschen Fürsten, und nach dem nahen, am See von Bourget gelegenen Badeort Aix, dann über Rumilly und Frangi nach Genf, wo er am 29. Dezember anlangte.

Die Stadt, die damals zu Frankreich gehörte, wurde gerade von den Österreichern unter Feldmarschall-Leutnant Graf Bubna angegriffen. Die Einwohner waren jedoch gegen Frankreich gestimmt und verständigten sich mit den Österreichern. Die Garnison war zu schwach, um Widerstand zu leisten, und kapitulierte infolgedessen. Sie mußte schon am folgenden Tag den Österreichern Platz machen und über Annecy nach Aix abziehen. Wie die Franzosen ihren Hauptwaffenplatz in Grenoble hatten, so errichteten die Österreicher jetzt einen solchen in Genf. Zwischen den beiden Festungen wogte der Kampf um den Besiß von Savoyen mit wechselndem Kriegsglück hin und her. Er konzentrierte sich um Chambéry und Annecy, der altertümlichen Hauptstadt von Oberjavoyen, die an einem reizenden, von jchroffen Bergen unrahmten See prächtig gelegen ist.

Meinhard hatte es in diesem schwierigen Gebirgskrieg nicht leicht. Doch fanden seine Treue zur französischen Fahne und seine Tapferkeit

volle Anerkennung. Er avancierte schnell. Erst 23 Jahre alt, erhielt er das Kommando über das 3. Bataillon seines Regiments. Auch wurden ihm besonders wichtige und verantwortungsvolle Aufgaben anvertraut. Zunächst hatte er eine Vorpostenstellung in Rumilly, unweit Annech, mit nur einer Kompagnie einzunehmen. Hier hatte er schon bald ein Gefecht zu bestehen, schlug den Feind und behauptete seinen Platz, der gut zu verteidigen war. Denn die alte Stadt Rumilly liegt auf einem Plateau zwischen zwei tief eingeschnittenen Flußtäälern und bietet einen vorzüglichen Stützpunkt.

Am 18. Januar 1814 kam es zu einer größern Schlacht. Ein französisches Heer von 6000 Mann unter Desaix hatte sich hier zusammengezogen, wurde aber von einer österreichischen Übermacht angegriffen und völlig geschlagen. Es mußte sich bis nach Chapareillan an der Isère zurückziehen, während die Österreicher Aix und Chambéry besetzten. Danach wandte sich das Kriegsglück wieder auf die Seite der Franzosen. Sie griffen am 6. Februar den Feind bei Fort Barraux und Aix an und vertrieben ihn aus dem Isèretal. Auch zwischen Chambéry und Aix kam es an verschiedenen Stellen zu einer ganzen Reihe siegreicher Gefechte. Auf ihrem Rückzug wurden die Österreicher nochmals bei Alby und bei Annech unter größern Verlusten geschlagen und gezwungen, bis nach Genf zu fliehen. Die Franzosen besetzten jetzt Annech und begannen, Genf zu belagern.

Als jedoch die Österreicher neue, bedeutende Verstärkungen erhalten hatten, griffen sie die Franzosen mit großer Übermacht wieder an und trieben sie bis auf ihre Befestigungen bei Montmélian zurück, die am Eingang des engen, wilden Isèretals liegen und den Zugang nach Grenoble schützen. Bei all diesen zahlreichen Gefechten, die sich bis gegen Ende März hinzogen, hatte Meinhard stets in den vordersten Reihen mitgekämpft und konnte von Glück sagen, ohne jede Verwundung davon gekommen zu sein. Jetzt begannen die Österreicher, die französischen besetzten Stellungen am linken Ufer der Isère anzugreifen. Am 10. April eröffneten sie eine furchtbare Kanonade und versuchten, unter deren Schutz eine Brücke über den reißenden Fluß zu schlagen, was Meinhard mit 250 Mann verhindern sollte. Da geschah etwas ganz Unerwartetes. Plötzlich verstummten gegen 4 Uhr nachmittags die Kanonen, man hörte ein Trompetensignal, und es erschien ein Parlamentär mit der Nachricht, der Krieg sei zu Ende und Paris von den Verbündeten eingenommen. Ja, am selben Tag hatte Napoleon, durch den Abfall auch seiner getreuesten Generale gezwungen, seiner Krone entsagt.

Allgemeiner Jubel herrschte auf beiden Seiten. Endlich der lang-ersehnte Friede. Besonders glücklich war Meinhard, da nun doch für ihn der Zeitpunkt gekommen war, wo er einen ehrenvollen Abschied aus dem französischen Heer nehmen konnte. Zwar wurden ihm von seinen Vorgesetzten, bei denen er sich durch Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, Tapferkeit und sicheres strategisches Urtheil größte Würdigung und höchste Achtung erworben hatte, sehr verlockende Versprechungen gemacht. Er würde besonders schnell, ebenso wie bisher, weiter avancieren und sein Glück machen, wenn er in französischen Diensten bliebe. Wäre er auf seinen Vorteil bedacht gewesen, hätte er diesem wohlgemeinten Rat folgen müssen. War doch die Anerkennung, die er für seine Leistungen gefunden hatte, so außerordentlich, wie sie ihm, als preußischem Offizier, unter gleichen Umständen kaum zuteil geworden wäre. Eine glänzende Laufbahn war ihm sicher. Trotzdem gab es keinen Zweifel für ihn und kein Zögern. Sein Patriotismus war ihm zu tief eingewurzelt. Was aber war der Dank des Vaterlands? Als er sich beim preußischen Hauptquartier zurückmeldete, sollte er, der bisherige Capitän und Bataillonskommandeur, als Leutnant wiedereingestellt werden!

Zunächst mußte er in Grenoble erst einmal beim Divisionsgeneral Grafen Marchand um seinen Abschied einkommen. Dieser wurde ihm, vorerst nur provisorisch, bewilligt. Wegen seines definitiven Abschieds mußte er sich indeß an die oberste Kriegsbehörde in Paris wenden. Dort traf er wohl noch den König Friedrich Wilhelm III., der am 31. März mit Kaiser Alexander I. seinen Einzug in die französische Hauptstadt gehalten hatte. Deshalb hieß es jetzt auch für ihn: Auf nach dem Brennpunkt der ganzen damaligen Welt, nach Paris!

IV. Der Befreiungskampf und Meinhards kurzes Eheglück

Nach Regelung seiner Angelegenheiten in Grenoble reiste Meinhard sogleich mit Vorspann nach der französischen Hauptstadt ab. Er fuhr in Begleitung von zwei andern Offizieren nach Lyon, dann zu Schiff auf der Saône nach Macon und nun mit Extrapost über Châlons, Auxerre und Sens, wo er die herrliche Kathedrale bewunderte, und kam am 30. April abends in Paris an. Wie staunte er da am andern

Morgen über das unübersehbare, ihn geradezu verwirrende Leben und Treiben auf den großartigen Avenuen und sonnigen Boulevards, wo alle Welt aus aller Herren Länder zusammengeströmt war. Welch buntes Durcheinander der merkwürdigsten Uniformen aus sämtlichen Heeren Europas überall auf den breiten, von blühenden Bäumen überschatteten Promenaden. Welche außerordentliche Menge der prächtigsten Wagen und Pferde.

Zuerst besorgte sich unser Neuanfömmeling, der seine französische Uniform nun doch nicht länger mehr tragen mochte, Zivilkleidung und zwar im Palais Royal. Dieses Palais, das sich mit seinem dahinter liegenden, schönen, großen Garten im Mittelpunkt der Stadt befindet, hatte einst Ludwig XIV. vor seiner Thronbesteigung als Kind bewohnt. Später hatte sein Urgroßneffe Philippe Egalité, als ihm seine Einkünfte zu knapp wurden, den ganzen Garten mit Gebäuden im Rechteck umgeben lassen, um unter deren Arkaden Läden und Cafés zu vermieten. Dies war der Treffpunkt aller Fremden. Nachmittags, wenn mitten im Garten eine Musikkapelle spielte, promenierte hier ganz Paris, und noch bis spät in die Nacht hinein herrschte in den Cafés das lustigste Leben. In einem von diesen trafen sich die deutschen Offiziere. Auch Meinhard fand sich jeden Tag hier ein, um alte Bekannte zu begrüßen. Hier hatte er auch die Freude, seinen besten Freund, den Kapitän von der Mosel, wiederzusehen. Mit ihm zusammen besuchte er viele von den zahllosen Sehenswürdigkeiten der Weltstadt. Am meisten fesselten ihn die naturwissenschaftlichen Sammlungen.

Dann hatte er viele Besuche, besonders bei Vorgesetzten, abzustatten. Hauptsächlich aber mußte er sich um seine Wiedereinstellung als preußischer Offizier bemühen, sowie vorerst um seinen definitiven Abschied aus französischen Diensten, wobei er sich auch die übliche Entschädigung für geleistete Kriegsdienste und für den Verlust seiner Sachen beim Rückzug aus Rußland erbat.

Ein besonderer Festtag für Paris und ganz Frankreich war der 3. Mai. Unter allgemeinem Jubel zog Ludwig XVIII. mit großem Gepränge in die Hauptstadt ein, während der verbannte Napoleon am selben Tag auf Elba landete. Abends war prächtige Illumination und großartiges Feuerwerk und 5 Tage später große Parade.

Nachdem Meinhard endlich der definitive Abschied von der französischen Behörde bewilligt war, wurde ihm auch seine preußische Wiederanstellung, aber nur als Premier-Leutnant, angekündigt. Damit konnte er sich natürlich nicht zufrieden geben, da er ja bereits

mehr als 2 Jahre lang französischer Kapitän gewesen war. Daraufhin erhielt er am 14. Mai vom König die Resolution mitgeteilt, daß er als preussischer Stabskapitän in das Elbe-Landwehr-Infanterie-Regiment eingestellt werde. So war denn sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung gegangen. Nun reiste er sogleich zu seinem neuen Regiment ab, das in Courtray lag. Denn die belgischen Provinzen blieben zunächst noch von den Verbündeten besetzt. Nachdem er sich hier bei seinem Oberst und in Gent bei seinem General gemeldet hatte, erbat er sich vorerst 4 Wochen Urlaub. Zog es ihn doch mit aller Gewalt zu seiner Marianne. Seit fast 3 Jahren hatte er sie nicht mehr gesehen, aber doch stets an sie gedacht. Zu jeder Zeit war sie der Mittelpunkt aller seiner Gefühle und Wünsche geblieben. Würde auch sie ihm treu geblieben sein?

Er fuhr über Antwerpen zuerst nach Maastricht, um seine Sachen, die er vor dem Abmarsch im Februar 1812 dort gelassen hatte, abzuholen, und dann nach Wesel. Hier wohnte er bei seinem Vormund Carp. Fehlten doch immer noch einige Wochen an seiner Großjährigkeit, die in Preußen damals erst mit 24 Jahren eintrat. Ein minorennener Kapitän, der bereits Bataillonskommandeur gewesen war und so unendlich viel erlebt hatte, war gewiß etwas Außergewöhnliches. In Wesel war gerade Kirmes. So besuchte er mit den befreundeten Familien Lanz, nicht zu verwechseln mit Lanz, und Ehrhardt abends den Ball. Nachdem er tags darauf seinen Paß hatte in Ordnung bringen lassen, reiste er direkt nach Osnabrück. Dort suchte er zunächst den befreundeten Ernst von Reichmeister auf, der als wohlbestallter Justizkommissar schon im Februar des vergangenen Jahrs seine Braut Franziska von Ostman heimgeführt hatte. Denn dieser hatte den Feldzug gegen Rußland nicht in französischen Diensten, sondern in deutschen, als Verbündeter, mitgemacht. Daher konnte er nach Beendigung des Kriegs sogleich heimkehren, seinen juristischen Beruf wieder aufnehmen und heiraten. Er erreichte übrigens ein hohes Alter und feierte noch sehr rüstig im Frühjahr 1856 sein 50jähriges Dienstjubiläum und die Silberne Hochzeit mit seiner zweiten Gattin, geborenen Cramer von Clausbrück. Seine erste Gemahlin starb schon 1828.

Ihn bestürmte Meinhard sogleich nach der ersten Begrüßung mit allen möglichen Fragen nach Marianne, worauf er aber nur ausweichende Antworten erhielt und auf den Abend getröstet wurde, wo er den Kammerherrn Ostman von der Leje persönlich würde sprechen können. Dies war ihm jedoch im höchsten Grad peinlich.

Er, der in zahllosen Gefechten und Gefahren keine Furcht gekannt hatte, fürchtete sich jetzt, eine Frage zu tun, deren abschlägige Antwort ihn allerdings zum unglücklichsten Menschen gemacht hätte. Vergeblich bat er, als der Abend nahte, den andern wiederholt, die Werbung für ihn zu übernehmen.

Da klopfte es auch schon an der Tür, und der Kammerherr trat herein. Er bewillkommnete ihn aufs herzlichste und ließ ihn von seinen vielen Erlebnissen erzählen. Da verließ Reichmeister das Zimmer, und der junge Kapitän hatte nun Gelegenheit, von seinen neuen Verhältnissen und seinen alten Wünschen zu sprechen, wie sich jetzt seine Lage so glücklich gestaltet habe, seine Aussichten für die Zukunft die allerbesten seien und seine Liebe zu Marianne unwandelbar geblieben. Darauf erwiderte der Vater, daß er bei den nun ganz veränderten Verhältnissen und so viel günstigeren Umständen nichts gegen eine Verbindung mit seiner Tochter mehr einzuwenden habe. Der junge Bräutigam traute zuerst seinen Ohren nicht und zweifelte noch an der Wirklichkeit seines Glücks. Erst als der Vater Mariannens weiter die freundlichsten Worte an ihn richtete, erwachte er allmählich aus der Bewußtlosigkeit, in die ihn seine übergroße Freude versenkt hatte.

Es war ein unendliches Glück, das sein junges Herz kaum zu fassen vermochte. Hatte er doch nun ein treu liebendes, nur für ihn schlagendes Herz nach der bisher ihn oft so bedrückenden Einsamkeit gefunden, dann eine traute Heimat nach all den ruhelosen Irrfahrten in der weiten fremden Welt, ferner eine bevorzugte Stellung nach dem unfreiwilligen Frondienst unter fremder Fahne und den holden Frieden nach den furchtbaren Jahren des kriegerischen Elends. Erst vor wenigen Tagen war der Friede von Paris unterzeichnet worden und niemand dachte jetzt mehr an die Rückkehr des großen Friedensstörers und an einen neuen blutigen Krieg. Wer konnte also glücklicher sein als der junge Bräutigam? Als er in sein Stübchen im „Deutschen Kaiser“, wo er abgestiegen war, zurückgekehrt war, wollte kein Schlaf in seine Augen kommen. Sein Herz war von den gewaltigsten Empfindungen durchzittert. Wieder und immer wieder ging ihm alles durch den Sinn, und noch um 1 Uhr hörte er den Nachtwächter draußen sein Lied absingen.

Trotzdem war er am andern Morgen schon in aller Frühe munter und wartete voller Ungeduld auf die Stunde, wo er seine Marianne auffuchen durfte. „Meine Gemütsstimmung zu schildern, die ich im Singsingen empfand,“ so schrieb unser Tagebuchführer, „ist mir nicht

möglich. Es war ein gemischtes Gefühl von Freude und Hoffnung, von Angitlichkeit und Sehnsucht, ein Zustand, der nur gefühlt und nicht beschrieben werden kann. Langsam näherte ich mich dem Haus meiner Marianne, öffnete die Thür des Wohnzimmers und — doch jetzt kein Wort mehr über eine Szene, deren Beschreibung unmöglich ist, bei der größten Beredsamkeit nur verliert und hinter dem Gefühl zurückbleibt. Ich sah also meine Marianne wieder, fand sie so gut und treu, wie ich sie verlassen hatte, und noch fast meiner unbewußt, gingen wir zur Mutter, der ich kniend meinen Dank sagte. Dann wies uns die Mutter die Laube im Garten zur Unterhaltung an, wo uns die Stunden wie Minuten verschwanden.

O, himmlisch schöne Augenblicke! Recht oft will ich mich eurer erinnern, oft dann meinen Dank dem Schöpfer wiederholen, der mich so gut und weise führte! Mit seiner ganzen Tücke hatte mich das Schicksal seit 3 Jahren verfolgt. Aber glücklich bin ich stets allen Versuchungen entronnen, eine Last abzuwerfen, zu der ich mich durch den von mir geleisteten Hohnneid verpflichtet hatte. Um nicht meineidig zu werden, verließ ich Vaterland, Verwandte, Geschwister, und was noch mehr sagen will, ich verließ meine einzig geliebte Marianne, der ich alles, selbst mein Leben geopfert hätte. Der Entbehrung folgte aber der höchste Genuß der irdischen Glückseligkeit, der noch um vieles erhöht wurde durch das beseligende Bewußtsein: Du hast Deine Pflicht selbst mit Verleugnung Deines eigenen Interesses erfüllt. Handle daher stets nach Pflicht und Gewissen und opfere der Tugend alles, wenn die Religion es gebet!“

Der nächste Tag war ein Sonntag, der 12. Juni. Am Vormittag fuhr das glückliche Brautpaar mit der Mutter nach dem Familiengut Leye, wo zu Mittag gegessen und ein Spaziergang gemacht wurde. Unterwegs bat er Marianne, „sie Du nennen zu dürfen, worauf sie freundlich die Einwilligung gab.“ Am andern Morgen bestellte er den Ring für sie. Nachmittags genoß er wieder „unvergeßliche Augenblicke in der Laube und das göttliche Gefühl, durch sich andere glücklich zu sehen, die wir über alles lieben.“ Schnell vergingen die Tage mit vielen Besuchen bei Verwandten und Bekannten in der Stadt und auf den benachbarten Gütern, besonders auf Honeburg, wo ja die Mutter, eine geborene von Boeselager zur Honeburg, herstammte. Auch manche sonstige Ausflüge wurden gemacht, bis die Stunde des Abschieds schlug, der diesmal nicht so schmerzlich war, da alle auf ein baldiges Wiedersehen hofften.

Auf dem Rückweg besuchte er wieder den Bruder seines Schwagers,

den Freiherrn Karl von Bodelschwingh-Plettenberg, in Bodelschwingh, wo er auch seine Schwester Elise mit ihren vier Kindern traf. Das dritte von diesen, die jetzt 5jährige Bertha, sollte 20 Jahre später die zweite Gattin ihres 43 Jahre ältern Onkels, bei dem sie jetzt weilte, werden. Auch sollte sie alsdann vom König, als dieser den Freiherrn 1847 besuchte, zur Tafel geführt werden. Ihrem 19 Jahre ältern Stiefsohn Gisbert wird sie da sicherlich keine böse Stiefmutter gewesen sein. Doch wurde sie auch selbst Mutter eines Töchterchens Marie, das der Vater, der 85 Jahre alt wurde, noch heranwachsen sah. Er war preussischer Kammerherr und Großkomtur des Deutschen Ordens mit dem Prädikat Excellenz von der Balloi Utrecht, die 1815 nur hier wiederhergestellt worden war, während in Deutschland der Orden von Napoleon aufgehoben wurde. Noch bis in sein spätes Alter hielt er das Kapitel der „Teutichherren“ in Utrecht ab.

Nachdem Meinhard auch seinen Schwager Adolf von Plettenberg in Wesel wiedergesehen hatte, kam er nach Courtray zurück, erfuhr hier aber, daß sein Regiment inzwischen nach Dudenarde verlegt worden war. Dort angelangt, erhielt er das Kommando der 9. Kompagnie des Füsilier-Bataillons. 3 Tage darauf hatte sich sein Regiment schon wieder in Marsch zu setzen und kam nach Kalkar und Umgegend ins Quartier, wo er die angenehmste Zeit verlebte. Wie glücklich fühlte er sich, endlich wieder unter deutscher Fahne, zusammen mit deutschen Kameraden dem teuern Vaterland dienen zu können. Seine Pflichten waren ihm jetzt größtes Vergnügen. Am aller-glücklichsten fühlte er sich jedoch in der Einsamkeit, wo er ungestört an seine Marianne denken und recht oft an sie schreiben konnte.

Die Sehnsucht nach ihr ließ ihn aber nicht zur Ruhe kommen, so daß er sich schon nach 6 Wochen wieder einen kurzen Urlaub erbat. Um schneller vorwärts zu kommen, setzte er sich auf sein Pferd und ritt in 2 Tagen nach Osnabrück, wo Überraschung und Freude groß waren. Er fand alle gesund und guter Dinge, nur die Mutter war leidend. Wiederum verlebte er mit seiner über alles geliebten Braut die glücklichsten Tage. Am Morgen seiner schließlichen Abreise wollte sie ihm gern noch Lebewohl sagen und war deshalb schon um 3 Uhr aufgestanden, um ihm den Kaffee zuzubereiten und mit ihm zu plaudern. Wenige Tage nach seiner Rückkehr wurde seine Kompagnie nach Ziel verlegt. Da machte ihm Mitte Oktober seine Braut die traurige Mitteilung von dem Ableben ihrer Mutter und bat ihn, wenn möglich, sie nochmals zu besuchen, um sie bei diesem unerzehllichen Verlust zu trösten. Obgleich er erst vor noch nicht 3 Monaten beurlaubt

worden war, kam er um neuen Urlaub ein und erhielt ihn auch bewilligt, ein Zeichen, wie gut es sein Oberst mit ihm meinte.

Das Regiment kam zu Anfang des Jahrs 1815 auf das rechte Rheinufer nach Emmerich und Umgegend und seine Kompagnie nach Sevenaer. In den ersten Tagen des Februar erhielt er den Auftrag, in dem nicht weit entfernten Wesel die Gewehre des Regiments umzutauschen. Hier traf er seine Schwester Elise, seine beiden jüngern Brüder Wilhelm, der jetzt als Unter-Leutnant im 1. Westfälischen Kavallerie-Landwehr-Regiment stand und Ludwig, der bald darauf als Fähnrich in das Elbe-Regiment eingestellt wurde. Da seine beiden ältern Brüder ebenfalls preussische Offiziere waren, lagen in den jetzt folgenden Kämpfen gegen den französischen Unterdrücker nicht weniger als fünf Brüder Hing als Offiziere gleichzeitig im Feld.

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf am 11. März 1815 beim Regiment die Nachricht von der plötzlichen Landung Napoleons ein, der am 1. März wieder französischen Boden betreten hatte und am 20. März unter dem allgemeinen Jubel des sajnitierten Volks in Paris einzog. Gegen ihn verbanden sich jetzt fast alle Staaten Europas, deren Heere sich zusammen auf über eine Million Soldaten bezifferten. Das Elbe-Regiment erhielt schon am selben 20. März Befehl zum Abmarsch nach Lüttich. In dessen Nähe bezog es Quartier und manöbrierte angestrengt. Es gehörte zum 2. Korps der Armee des Feldmarschalls Blücher. Anfang Mai hatten sich einige Bataillone von den Sachsen, die auch 1813 auf Napoleons Seite gestanden hatten, empört und den Gehorjam verweigert. Sie wurden umzingelt und entwaffnet. Zur selben Zeit verlegte Fürst Blücher sein Hauptquartier ebenfalls nach Lüttich. Ihm machte das Offizierkorps alsbald seine Aufwartung. Die französische Grenze wurde in der Weise besetzt, daß die Oesterreicher den obern, die Russen den mittlern Rhein, die Preußen die Linie zwischen Luxemburg und Namur und die Engländer die Gegend um Brüssel zu schützen hatten.

Napoleon hatte dagegen seine ganze Armee an der belgischen Grenze, unweit Charlerois zusammengezogen. Denn er wollte den Fürsten Blücher und den Herzog Wellington, als die gefährlichsten seiner Gegner, zuerst angreifen. Waren sie erst geschlagen, würde schon die Koalition mit Rußland und Oesterreich zerfallen, nahm er an. Er verließ am 12. Juni Paris, traf am 14. bei seinem Heer ein und ließ noch in derselben Nacht vorrücken. Schon am 16. kam es bei Ligny zur Schlacht. Durch diese Schnelligkeit wurden seine Gegner überrascht. Weder Blücher noch Wellington hatten ihre Armeen

genügend konzentriert und waren noch zu weit voneinander entfernt. So kamen die Preußen im Verlauf der Schlacht in eine äußerst schwierige Lage und erlitten ungeheure Verluste. Der 72jährige Feldmarschall geriet selbst in die größte Lebensgefahr, da ihm das Pferd unter dem Leib erschossen wurde und er unter ihm zu liegen kam, gerade als die französischen Kürassiere vorstürmten. Glücklicherweise sprengten sie jedoch in wildem Jagen an ihm vorbei, ohne ihn zu bemerken, da die Dunkelheit bereits hereinbrach.

Bei dem vorhergehenden, mehrere Stunden andauernden, mörderischen Infanteriegefecht wurde Meinhard schwer verwundet. Gegen Abend hatte er, durch einige 50 Mann Kavallerie unterstützt, mit den Schützen seines Bataillons die Franzosen aus dem Dorf St. Amand geworfen, wodurch größere Verluste auf preußischer Seite vermieden wurden. Dann hatte er ein neues „Hurrah“ gewagt, den Feind zurückgeschlagen und wollte gerade mit voller Gewalt noch weiter vorrücken. Da wurde er, nachdem er schon vorher eine leichte Verwundung erlitten hatte, plötzlich von einer Kugel mitten in die Brust getroffen und sank zu Boden. Sofort hoben ihn zwei seiner Leute auf und trugen ihn zurück. Alsdann wurde er von einem gerade herbeireitenden Husaren aufs Pferd genommen und zur Bagage gebracht, wo er seinen Burschen fand. Dieser band ihn auf seinem Pferd fest und geleitete ihn zum nächsten, fast 2 Stunden entfernten Dorf. Hier traf er endlich den Bataillonsarzt Gunther und ließ sich die Kugel herauschneiden. Die Wunde war äußerst gefährlich, weil die Lunge sehr schwer verletzt war. Am andern Tage sollte er, wenn irgend möglich, zu seiner Wiederherstellung nach Aachen fahren.

Blücher und Wellington aber nahmen schon am 18. Juni für Ligny Vergeltung und vernichteten in der gewaltigen Schlacht bei Waterloo und Belle Alliance die Armee Napoleons vollständig. Nach dem Verlust des Heers brach auch der Thron des Titanen, seines Fundaments beraubt, für immer zusammen. Er fiel von der Hand seines größten Feindes, Englands, doch nur mit Hilfe Preußens.

Erst nach 6 langen Tagen erreichte unser Verwundeter unter heftigsten Qualen seinen Bestimmungsort Aachen. Hier bekam er vorzügliches Quartier bei einem Baron von Bruggen, aber er lag völlig erschöpft danieder. Denn seit der Schlacht hatte er nichts essen können und weder Ruhe noch Pflege gehabt. Die Wunde schmerzte ihn unsäglich, dazu trat hohes Fieber ein, und der Arzt hatte ihn fast schon aufgegeben. Ein rührender Abschiedsbrief an seine geliebte Marianne gab Zeugnis von der Hoffnungslosigkeit seines Zustands.

Ganz allmählich erst trat bei sorgfältigster Pflege eine Besserung ein. Trotz mehrfacher Aderlässe, wie sie damals üblich waren und die Patienten bis zur völligen Erschöpfung schwächten, erholte er sich dennoch ein wenig. Nach 14 Tagen erhielt er etwas Fleisch und Wein, während er vorher nur Gemüse, Obst und Brot hatte genießen dürfen, also umgekehrt wie heute. Sein Wirt, der Baron, opferte sich für ihn auf und ließ ihm alle nur möglichen Aufmerksamkeiten zuteil werden. Dies trug wesentlich dazu bei, daß seine Besserung, wenn auch sehr langsam, weitere Fortschritte machte. Endlich am 3. August heilte die Brustwunde zu. Am selben Tag besuchte ihn sein Oberst von Neuß auf der Durchreise und bewilligte ihm einen längern Urlaub, sobald er imstande sein würde abzureisen. Dies war jedoch bei seiner immer noch sehr großen Schwäche erst 3 Wochen später möglich, während dessen er die Aachener Heilbäder gebrauchte.

10 Wochen nach seiner Verwundung, am 23. August, konnte er erst seinen Urlaub nach Osnabrück antreten. Das so heiß ersehnte Wiedersehen nach der so langen, angstvollen Trennung beglückte die beiden Liebenden auf das höchste. Die Zeit verging ihnen wieder gar zu schnell mit vielen Besuchen, einsamen Spaziergängen und einigen Wagenfahrten nach Leye, Honeburg, Sandfurth, wo Reichmeisters wohnten, und andern benachbarten Gütern. Als dann wieder Abschied genommen werden mußte und er allein im eilenden Wagen saß, konnte er erst sein gepreßtes Herz durch reichliche Tränen erleichtern. Wann würde er wohl zu einem festen Wohnort kommen, um ein eigenes Heim begründen und seine Marianne heimzuführen zu können? Diese Frage beschäftigte ihn fortgesetzt. Zudem fühlte er sich von der langen Leidenszeit immer noch sehr angegriffen. Er wollte daher jetzt nichts mehr vom Kriegsleben wissen, das er so lange Jahre hatte führen müssen, so daß er sich kaum mehr friedliche geordnete Zeiten vorstellen konnte. Deshalb dachte er daran, sich um eine Zivilanstellung zu bewerben, und als er jetzt durch Münster kam, sprach er hierüber mit dem Oberpräsidenten Freiherrn von Vincke. Dieser gab ihm ein Empfehlungsschreiben an den Generalgouverneur der Rheinlande Johann August Sack in Aachen mit. Daraufhin wurde er, als er diesen aufsuchte, sehr liebenswürdig empfangen und erhielt auch die allerbesten Versprechungen, wobei es jedoch blieb.

Nachdem er hier in Aachen noch einige Bäder genommen hatte, reiste er endlich zu seinem Regiment, das Bervins im nordwestlichen Frankreich, nahe der belgischen Grenze besetzt hielt, zurück. Unterwegs

freute er sich mit der Empfindsamkeit des Wiedergenehenen über die schöne Landschaft zwischen Lüttich und Namur: „Man fährt auf guter Straße zwischen anmutigen Bergen, die meist mit Wein bepflanzt sind, an der Maas entlang stromaufwärts und passiert bald rechts, bald links vom Fluß überall reizende Landschlösser in herrlicher Lage und wenigstens alle Stunde ein wohlhabendes Dorf.“ Bei Namur besuchte er das Grab seines unvergeßlichen, liebsten Freundes, des Kapitäns von der Mosel, der bei einem vergeblichen preußischen Angriff auf diese Festung am 20. Juni, zugleich mit über 1700 Mann, sein Leben hatte lassen müssen. Er weichte ihm, von Wehmut und Schmerz überwältigt, aufrichtige Tränen.

Am 12. Oktober erreichte er in Bervins sein Regiment, das inzwischen neue Fahnen und eine andere Uniform mit hellblauem Tragen bekommen hatte. Bei der Verleihung nur ganz weniger Eiserner Kreuze erhielt er lediglich die Erbberechtigung. Erst 2 Jahre später, am 10. Oktober 1817 erbte er eins. Von seinen Vorgesetzten wie von den Kameraden wurde er in herzlichster Weise begrüßt und zu seiner Wiederherstellung beglückwünscht. Er erhielt wieder die 9. Kompagnie des Füsilier-Bataillons, dessen Kommandeur Major von Bredow geworden war. Bald darauf trat das 2. Armeekorps in einzelnen Abteilungen den Marsch in die Heimat an. Das Elbe-Regiment brach am 6. November auf und zog denselben Weg zurück, den Meinhard gekommen war. Doch machte er von Namur aus einen kleinen Umweg nach Vigny, um das Schlachtfeld noch einmal zu sehen. In Aachen war auf seine Bewerbung um eine Zivilanstellung noch immer nichts erfolgt. Von Dortmund machte er einen Abstecher nach dem nahen Bodelschwingh und von Hamm aus nach Osnabrück. Hier traf er seine Braut und die Ihrigen wohl auf und hatte noch die Überraschung, seinen Bruder Andreas, der oldenburgischer Hauptmann war und sich erst vor kurzem mit Agnes Lenz von Hoefften aus Oldenburg verheiratet hatte, zu treffen und seine neue Schwägerin kennenzulernen.

In Minden traf Meinhard sein Regiment wieder. Der Marsch führte nun über Hildesheim und Braunschweig nach Halberstadt, wo das Füsilier-Bataillon in der Stadt selbst und deren Umgegend garnisoniert wurde und zwar die 9. Kompagnie in Oschersleben. Sämtliche Ausländer kamen jetzt zur Entlassung. Am 18. Januar 1816 wurde das Friedensfest mit Gottesdienst und abends Ball gefeiert. War doch inzwischen der zweite Friede von Paris am 20. November 1815 unterzeichnet und Napoleon einen Monat zuvor

als Kriegsgefangener nach St. Helena gebracht worden. Ferner hatten Preußen, Osterreich und Rußland die Heilige Allianz gestiftet, eine enge Verbrüderung zum gegenseitigen Schutz ihrer Selbstständigkeit. So konnte man endlich auf dauernden Frieden rechnen, und diese Hoffnung sollte diesmal nicht zuschanden werden.

Auch Meinhard hoffte jetzt, bald seine Marianne heimzuführen zu können. Die einzelnen Truppenteile wurden zwar öfter noch hin und her verlegt, doch war eine feste Garnisonierung in Bälde zu erwarten. Nach kaum 8 Wochen kam seine Kompagnie nach Halberstadt, wo er in seinem Quartierwirt, dem Justizrat von Stubentrauch, nicht nur einen Landsmann, sondern auch einen liebenswürdigen, herzlichen Freund fand. Schon 10 Tage später wurde das ganze Bataillon nach Magdeburg verlegt, wo Generalleutnant von Vorstell sogleich die Parade abnahm. Nach noch nicht 2 Monaten kam es wieder nach Halberstadt zurück. Die Frühlingmanöver fanden aber wieder bei Magdeburg statt, und Meinhard kam, es war Ende April, nach dem nahen Wiederitz auf das Gut des Hauptmanns von Loeben ins Quartier.

Daß dieser Herr von Loeben 6 Jahre später sein Schwiegervater und dessen jetzt noch nicht 12jährige Tochter Auguste seine zweite Gattin werden sollte, konnte er nicht ahnen. Bei ihm blieb Meinhard während des ganzen Manövers in Quartier und lernte ihn und seine Gattin besonders schätzen, so daß er den Verkehr mit ihnen auch gern fortsetzte, als er bald darauf mit seinem Bataillon nach Magdeburg kam.

Diese Verzekung war der Anlaß, daß er endlich seine Braut heimführte. Er nahm am 2. Juni längern Urlaub und fuhr nach Osnabrück. Wie unaussprechlich war das Glück der beiden Liebenden beim Wiedersehen, dem diesmal keine bittere Trennung mehr folgen sollte. Wieder wechselten Besuche, Spaziergänge und Ausflüge. Am Jahrestag der Schlacht von Belle Alliance war großer Ball, wo der glückliche Bräutigam aber soviel tanzte, daß er den ganzen nächsten Tag heftige Brustschmerzen hatte, eine wenig angenehme Erinnerung an jene schwere Zeit. Dann kam der 4. Juli 1816, „der glücklichste Tag seines Lebens“, wo die Verbindung mit seiner Marianne stattfand. Am Fest nahmen auch seine jüngern Brüder Wilhelm und Ludwig teil.

Ersterer war damals gerade in das 11. Husaren-Regiment nach Düsseldorf versetzt worden. 2 Jahre später quittierte er jedoch den Dienst, um Landwirt zu werden und sich bald darauf mit Maria von Manger zu verheiraten, einer überaus liebenswürdigen Dame, deren Vater Johann Gottfried von Manger Prediger in Colombo

auf Ceylon gewesen war, das noch unter der Oberhoheit der Holländer stand, bis diese 1796 von den Engländern vertrieben wurden. Dort hatte der Prediger die Tochter Sibilla des schwer reichen, holländischen Kaufmanns Christian Dreyhaupt geheiratet. Nach seiner Rückkehr in die Heimat übernahm er die Pfarre in Rees und kaufte sich später das nahe Rittergut Bellinghoven, das dicht bei Vogelsang liegt. Bei ihm hatte Wilhelm von Fjng die Landwirtschaft erlernt und wurde nach seiner Verheiratung durch ihn instand gesetzt, das Familiengut Vogelsang, als er 1819 volljährig geworden war, von seinen vier älteren Geschwistern — sein jüngerer Bruder Ludwig war kurz zuvor gestorben — für 8000 Thaler käuflich zu übernehmen. Er bewirtschaftete das Gut, das bis dahin verpachtet gewesen war, während dieser Zeit aber durch die kriegerischen Ereignisse viel gelitten hatte und überhaupt sehr heruntergewirtschaftet war, selbst bis zu seinem Tod 1878. Er war über 26 Jahre lang Bürgermeister von Ringenberg, ebenso wie ein Vorfahr von ihm vor mehr als 200 Jahren. Vor allem aber erwies er sich als außerordentlich tüchtiger und fleißiger Landwirt. Schnell brachte er das schöne Gut wieder in die Höhe und vergrößerte es im Lauf der Zeit noch bedeutend.

Bald nach der Hochzeit in Osnabrück trat das glückliche junge Paar die Reise nach Magdeburg an, wo es am 18. Juli eintraf und sich nun häuslich einrichtete. Im März des folgenden Jahrs 1817 erhielt Meinhard den Besuch seines ältesten Bruders Gerhard, der damals preußischer Hauptmann in der deutschen Bundesfestung Luxemburg war. Kurze Zeit darauf wurde das Füsilier-Bataillon nach Halle im Magdeburgischen, wie man es noch nannte, verlegt. Am Tag nach dem Einrücken gab die Stadt dem Offiziercorps ein festliches Diner.

In Halle gebar Marianne am 21. Februar 1818 ein Söhnchen, das die Namen Gustav Florenz Wilhelm erhielt. Die Mutter aber erkrankte an schwerem Kindbettfieber, so daß sie dem Tod nahe war. Erst nach 3 Monaten besserte sich ihr Zustand allmählich, und sie konnte eine Sommerwohnung außerhalb der Stadt in Glaucha beziehen, wo sie sich vollends erholte. Nun trat sie mit dem kleinen „Männchen“ und der Amme eine Reise zu ihrem Vater an, der sie wiederholt eingeladen hatte. Es mußte ein Wagen, ein sogenannter Hauderer, gemietet werden, der 11 Friedrichsdor kostete. Ihr Gatte begleitete sie nach Osnabrück, wo sie nach 5 Tagen glücklich ankamen, mußte aber am dritten Tage schon wieder zurückkehren. Denn es war jetzt der Marsch des Regiments nach Berlin zu den Herbst-

manövern und der großen Parade vor König Friedrich Wilhelm III. und seinem Gast Kaiser Alexander I. vorzubereiten.

Bald nach der Rückkehr Meinhard's aus Osnabrück brach das Bataillon von Halle nach Magdeburg zu den Regimentsübungen auf. Die Offiziere machten einen kleinen Umweg über Bad Lauchstädt, um dem verdienten Kommandierenden General Grafen Kleist von Nollendorf ihre Aufwartung zu machen, und folgten dann nach Magdeburg, wo wochenlang fast täglich exerziert wurde. Aus dem 26. Infanterie-Regiment, dem frühern Elbe-Regiment, und dem 27. in Wittenberg stehenden wurde ein Regiment kombiniert, das nun nach Berlin abmarschierte, wo es am 6. September 1818 anlangte. Am folgenden Tag hatte es Parade vor dem König im Lustgarten und defilierte dann über den Schloßhof, wobei ihm die völlige Zufriedenheit des obersten Kriegsherrn zuteil wurde. An den nächsten Tagen wechselten Brigadeaufstellungen bei Tempelhof mit Manövern bei Tegel. Am 12. September wurde nördlich von Berlin, bei Lützenbrunn, auch Gesundbrunnen genannt, und bei Wedding, wo Meinhard die Brücke über die Panke mit einem Bataillon besetzt hatte, ein größeres Gefecht markiert.

An den Abenden war er mit Kameraden zusammen, „entweder in der Komödie, wo er ‚Clementine‘ und ‚Die Jungfrau von Orleans‘ sah, oder Unter den Zelten oder bei Fuchs“, wenn er nicht eingeladen war. Unter der Komödie ist das königliche Schauspielhaus zu verstehen, das später abbrannte. „Clementine“ war ein damals besonders bei Hof sehr beliebtes Stück nach dem Französischen des Tellefier Volmeranges von Frau von Weißenthurn. In den Zelten gab es bereits zwei Gartenrestaurants. In dem einen verkehrten gern die Offiziere, ebenso wie in der Konditorei von Fuchs Unter den Linden.

Am 17. September fand der großartige Einzug des Kaisers Alexander mit Spalierbildung und Vorbeimarsch der Truppen statt und tags darauf große Parade. Abends war Hofball. Von dem festlichen Leben und Treiben bei diesen prächtigen militärischen Schauspielen können wir uns eine lebhaftere Vorstellung machen, wenn wir uns die beiden bekannten Gemälde in der Berliner Nationalgalerie von Franz Krüger vergegenwärtigen, die er ungefähr zur selben Zeit gelegentlich des Berliner Besuchs des Großfürsten Nikolaus mit unübertroffener Sachlichkeit und Feinheit gemalt hat. Am 19. September war wieder Brigadeaufstellung bei Schöneberg und Tempelhof und am folgenden Tag Manöver zwischen Charlottenburg und Spandau, von wo dann der Rückmarsch über Potsdam und Magdeburg angetreten wurde.

V. Meinhard's zweite Heirat

Soweit reichen die regelmäßigen Tagebuchnotizen Meinhard's. Nun setzen, als willkommene Fortsetzung, die Lebenserinnerungen seiner ältern Tochter Marianne ein, die sie in ihrem hohen Alter, sie wurde 86 Jahre alt, in Detmold sehr unterhaltsam niedergeschrieben hat, sowie Aufzeichnungen ihres Gatten, des pensionierten Oberst Albert Ginecke. Sie dienen mir fortan als Wegweiser für meine weitere Erzählung.

Das so sehr ersehnte Glück der Ehe Meinhard's mit seiner Marianne, die nach ihrem langwierigen Fieber mehrfach kränkelte und überhaupt eine zarte Konstitution hatte, war leider nur von kurzer Dauer. Ihr Gatte war von Halle wieder nach Magdeburg versetzt worden, wo sich der freundschaftliche Verkehr mit der Familie von Loeben immer herzlicher gestaltete. Zu Anfang 1820, es war ein strenger Winter, brach nachts in der Nachbarschaft Feuer aus. Voller Angst eilte Marianne, nur im leichten Nachtgewand, ans Fenster. Hierbei holte sie sich eine arge Erkältung, die sich auf ihre schon immer etwas schwache Lunge legte. Schnell entwickelte sich ein schweres Lungenleiden. Zwar kam das erst 16jährige Augustchen von Loeben vom nahen Biederitz zu ihr und pflegte sie in rührender Weise. Doch verbot dies schließlich der Arzt wegen der Ansteckungsgefahr. Schon am 19. August 1820 erlag die Kranke ihrem Leiden nach nur 4jähriger Ehe, im jugendlichen Alter von 25 Jahren.

Der Schmerz des Gatten war über alle Maßen groß, und er konnte ihn nicht so bald verwinden. Die Pflege des erst 2½jährigen kleinen Gustav hatte eine Kinderfrau übernommen. Doch war es damit nicht zum besten bestellt. So entschloß sich Meinhard nach 2 Jahren zu einer zweiten Heirat mit der treuen Pflegerin seiner ersten Gattin, der jetzt fast 19 Jahre alten Auguste von Loeben. Sie war klein und zierlich und hatte ein liebliches Gesicht mit lebhaften Farben und dunkelbraunes volles Haar. Als die Soldaten die schwächliche, noch so junge Gattin ihres Vorgesetzten sahen, sagten sie: „Wat will unje Hauptmann mit dat lütje Ding anfangen?“ Sie war aber tüchtig und fleißig wie eine Biene, ganz im Gegenjatz zu ihrer Mutter Karoline, geborenen von Jariges.

Diese hatte sich niemals gern um ihr Hauswesen in Biederitz viel bekümmern mögen. Das überließ sie der alten sorglichen Lotte, der Wirtschaftlerin, die auch die drei Kinder zu betreuen hatte. Sie selbst

lag am liebsten auf der Chaiselongue und las französische Romane oder spielte Klavier. Auch liebte sie das Harfenpiel, das bei der Damenwelt gerade sehr in Mode gekommen war. Ihr Hang zur gleichgültigen Bequemlichkeit und zum süßen Nichtstun war ein Erbteil von ihrer Mutter, der Kriegsrätin Christiane von Jariges, geborenen Stoevejan, bei der sie zudem eine höchst mangelhafte Erziehung genossen hatte. Christiane war die Schwiegertochter des Großkanzlers von Preußen, Philipp Joseph von Jariges, des Nachfolgers Coccejis. Über ihn und seine Familie habe ich bereits Genaueres in den „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins“ von 1927, Heft 2, veröffentlicht. Doch bleibt noch manches nachzutragen und einiges richtig zu stellen, da mir inzwischen viele, neue Quellen zugänglich geworden sind.

Der Großkanzler entstammte dem französischen Uradel und zwar der Familie Pandin, deren Landbesitz in der Provinz Poitou liegt. Der Stammsitz, Les Jarriges, ist nur ein kleines Gut, während das viel bedeutendere, benachbarte Beauregard mit seinem stattlichen Schloß dem Hauptzweig der Familie Pandin gehörte. Von dort kam der Kapitän Joseph Pandin des Jarriges 1686 als Réfugié nach Berlin, wo der Große Kurfürst ihn als Hauptmann in sein Heer einstellte. Er war zweimal verheiratet. Zuerst mit Françoise Boileau de Castelnau, aus Nîmes gebürtig, wo auch die Schwiegereltern des Großkanzlers zu Haus waren. War doch Nîmes ein Hauptsitz der Huguenotten und ist es auch heute noch. Aus dieser ersten Ehe ging der Major und Kommandeur des Berliner Kadettenkorps Franz August Pandin des Jarriges hervor, dessen Gattin Cathérine Louiße Duchat de Dorville, Schwester des spätern Geheimen Kabinettsrats, ohne Kinder blieb. Der zweiten Ehe Josephs mit Marie de Morel aus Metz entsprangen die früher schon erwähnte Marie Elisabeth von Steyeg zu Görnitz und der am 13. November 1706 in Berlin geborene Philipp Joseph, der sich lediglich von Jariges nannte und diesen Namen zu höchsten Ehren brachte.

Bereits mit 20 Jahren wurde von Jariges Hof- und Kriminalgerichtsrat. Ein Jahr später heiratete er die begabte Marie Anne de Bignolles. Schnell hatte er sich durch seine außerordentlichen Fähigkeiten die Gunst und das Vertrauen des Freiherrn von Cocceji erworben, der ihn Friedrich dem Großen stets zu den schwierigsten Geschäften empfahl. So berichtete 1748 Cocceji, der kurz zuvor Großkanzler geworden war, an den König, als der Posten eines Präsidenten des Pupillenkollegiums neu zu besetzen war: „Ich weiß

keinen capableren, fleißigeren und redlicheren Mann vorzuschlagen, als den Geheimen Tribunalrat von Jariges, der sich bei der Justizeinrichtung in Pommern, der Mark, Magdeburg usw. rühmlichst ausgezeichnet hat.“ Fast gleichzeitig wurde Jariges Kammergerichtspräsident allerdings nur des zweiten Senats, wo er auch noch dem Minister von Bismarck unterstellt war.

Um so bedeutungsvoller war es, daß er, als Cocceji 1755 starb, seine Vorgesetzten übersprang und vom König zum Großkanzler ernannt wurde. Diese höchste Stelle des Königreichs bekleidete er unter den schwierigsten Verhältnissen während des Siebenjährigen Kriegs und dessen außerordentlich verworrener Folgezeit. Da war es oft genug zu verwundern, daß er nicht unter der ungeheuren Last der jetzt meist ganz neuartigen Arbeitsmenge zusammenbrach. Dazu kam noch ein langjähriges Leiden, das er sich auf einer seiner Dienstreisen nach Magdeburg geholt hatte und das beständig an ihm zehrte.

Auch vielerlei häuslicher Kummer und Verdruß blieb ihm nicht erspart. Er hatte den Tod von nicht weniger als acht Kindern und den seiner Gattin im Lauf der Zeit zu beklagen. Nur eine Tochter Elisabeth Marie, Majorin von Seelen, auch von Seel genannt, die 1730 geboren war, und ein um 10 Jahre jüngerer Sohn Karl Elias Friedrich überlebten ihn. Doch auch an letzterem sollte er, sobald dieser sich verheiratet hatte, wenig Freude erleben. Nach Absolvierung seiner Studien hatte er ihn nach Magdeburg geschickt, wo der Großkanzler selbst mehrfach gezwungen gewesen war, persönlich einzugreifen, um in der sehr vernachlässigten Verwaltung Ordnung zu schaffen. Zur Fortsetzung dieser Arbeit war sein Sohn, als Domänenrat, berufen.

Karl hatte, wie sein Vater gelegentlich bezeugte, „ihm durch seine Aufführung niemals einigen Verdruß zugefüget und allen Eifer im Dienste des Königs bezeigt,“ bis er 1769 die kaum 16jährige, arg verzogene, unsinnig verschwenderische, träge und sehr sinnlich veranlagte Tochter des aus kleinen Verhältnissen herstammenden, reich gewordenen Magdeburger Bankiers und Großkaufmanns Jean Christian Stoevesand und der Dorothea Magdalene Herbschkorn ehelichte. Aus diesem, der Scherz sei erlaubt, in den Stoevesand verpflanzten Herbschkorn war das nette Pflänzchen Christiane Dorothea erwachsen. So war sie getauft. Sie nannte sich aber Charlotte, weil sie diesen Namen schöner fand. Doch wurde Lotte deshalb auch nicht werter. Sie war auch ohne dies wert genug, so daß ihr Offiziere

jeden Dienstalters nachliefen, um ihr rostig gewordenes Wappenschild wenn möglich mit der reichen Mützigkeit frisch zu vergolden. Den Vortritt aber hatte der Sohn des Großkanzlers, den sie mit ihrer bezaubernden Koketterie einzufangen verstanden hatte. Zu ihr geriet der 13 Jahre ältere, ungemein gutherzige und schwache Gatte alsbald in vollständige jexuelle Hörigkeit, so daß er allen ihren Launen nachgeben mußte, wenn sie auch noch so töricht waren.

So behing sich das eigenwillige, eitle Ding mit den kostbarsten und größten Diamanten, die in Magdeburg aufzutreiben waren. Selbst ihr gepudertes Haar bedeckte sie in geschmackloier Weise mit den prächtigsten Brillanten. Der bloße Wert dieser Steine betrug allein schon ein Vermögen. Dazu wurden dem verschwenderischen Töchterlein des reichen Stoevesand und Schwiegertochter des Großkanzlers bei jeder Gelegenheit doppelte und dreifache Preise berechnet, die der gutmütige, unerfahrene Gatte ohne weiteres bezahlte. Auch mit ihren Toiletten trieben beide, wie es die elegante Kokokezeit erforderte, großen Luxus. Ebenso war für den neuen Haushalt nur das Kostspieligste angeschafft worden. Es wurden manche überflüssige, meist unzuverlässige Dienerschaft gehalten, große üppige Gesellschaften gegeben uif. Als daher sehr bald das Einkommen und die Mützigkeit vertan waren, wurden Schulden gemacht, ebenfalls zu exorbitanten Bedingungen.

Als sehr reiche Leute verwöhnte Kinder, hatten beide weder richtig wirtschaften noch überhaupt den Wert des Geldes kennen und schätzen gelernt. Das Schlimmste war, daß der energielose Mann bald die üblen Gewohnheiten seiner angebeteten Schönen, die ihn gewissermaßen beherzt hatte, annahm. Er wurde ebenso genußsüchtig, verschwenderisch, bequem und jümlisch, Eigenschaften, die ihm vorher völlig fremd gewesen waren. Infolgedessen wuchsen die Schulden schon innerhalb 5 Vierteljahre auf 30000 Thaler an. Als dies dem überarbeiteten, altersschwachen und kranken Vater in Berlin zu Ohren kam, sah er sich genötigt, seinen einzigen Sohn unter Kuratel zu stellen. Ebenso hatte er den Gatten seiner ältesten Tochter Marie Anne, den Kaufmann Jean Rouppert, schon 15 Jahre zuvor wegen unverbesserlicher Verschwendungssucht unter dauernde Vormundschaft stellen müssen. Aber auch seinen andern Schwiegerjohn, den Major Johann Wilhelm von Seelen, konnte man trotz seines Dünkels als Gardeoffizier nicht gerade als Mustergatten bezeichnen, da er in seiner langjährigen Ehe nicht ein Kind zu erhalten vermochte. Sollte doch ein Mann, der nicht fähig ist, Kinder zu zeugen, überhaupt

ledig bleiben, anstatt eine Frau, die nach der Eheschließung mit Bestimmtheit Kinder erwartet, zu enttäuschen und unglücklich zu machen.

Das übermäßige Pflichtgefühl des Großkanzlers ließ es nicht zu, daß sein bevormundeter Sohn im Staatsdienst bliebe. Wir begreifen es sehr wohl, daß der vorjorgliche Vater an die Zukunft seines Sohnes wie auch seines Schwiegerjohnes Kouppert und deren Familien dachte, als er beide entmündigen ließ. Blieb doch infolgedessen jedem einzelnen seiner Enkelkinder ein ansehnliches Vermögen erhalten. Doch verstehen wir es nicht, daß er die Entlassung seines Sohnes aus dem Staatsdienst kurz vor dessen Entmündigung beim König veranlaßte. Hatte Karl doch mit den Schulden, die er und hauptsächlich seine Frau gemacht hatten, nichts Ehrentühriges begangen. Es wurde ihm vielmehr durch den Ausfall seines Gehalts, das allein schon im Laufe der Zeit genügt hätte, die Schulden zu tilgen, dies nur erschwert. Der König ehrte ihn doch auch durch Ernennung zum Kriegsrat.

Kurze Zeit darauf gab der schwer geprüfte Vater seinen Geist auf. Er starb in seinem Haus Unter den Linden 73, das an der Stelle stand, wo sich heute das preußische Ministerium des Innern befindet. Die Pössijsche Zeitung vom 10. November 1770 widmete ihm folgenden Nachruf: „Gestern, des Morgens nach 6 Uhr, verstarben hier selbst Se. Excellenz, der Großkanzler des Königreichs Preußen, und der übrigen Brandenburgischen Provinzen, Chef de Justice, und wirklicher Geheimer Etats- und Kriegesminister, Herr Philipp Joseph von Zariges, im 64. Jahre Seines ruhmvollen Alters, an einer langwierigen Krankheit, nachdem Dieselben dem Königl. Hauje 43 Jahre die treuesten, und nützlichsten Dienste geleistet, und seit 1756 die Großkanzlerwürde bekleidet. Der Verlust dieses großen Staatsmannes, und Menschenfreundes wird von Jedermann betrauert.“

Sein Sohn behielt, jetzt als Privatmann, mit seiner jungen Gattin seinen Wohnsitz dauernd in Magdeburg, wo auch ihre Kinder geboren wurden. Es ist nun interessant zu verfolgen, wie die üblen Charaktereigenschaften der Kriegsrätin, besonders der Hang zur Bequemlichkeit und zum süßen Nichtstun sich auf ihre Nachkommenschaft mehr oder weniger vererbten. Sie selbst war nicht imstande, ihre Kinder, fünf an der Zahl, im Haus zu erziehen. Ihr Gatte, der dazu berufen gewesen wäre, starb, wohl infolge seiner Untätigkeit und Genußsucht, wozu ihn seine Gattin andauernd verleitete, schon am 26. April 1786 im 46. Lebensjahr. Es war 4 Jahre nach der Geburt seiner jüngsten beiden Töchter, die Zwillinge waren.

Mit ihrem zweiten Gatten, dem pensionierten Major Henning von Rathenow, der ein lasterhafter Wüstling war, machte die Kriegsrätin die schlimmsten Erfahrungen. Sie mußte sich daher, wenn auch widerwillig, bald von ihm scheiden lassen, zumal er sogar das Geld seiner Stieffinder dazu benutzte, seine Schulden zu bezahlen. Der aus dieser Ehe hervorgegangene Sohn Ferdinand, der Jura studierte, wurde frühzeitig das Opfer seines Jähzorns. Auf einer Jagd stieß er im Arger mit seinem geladenen Gewehr nach dem Hund. Das Gewehr entlud sich, und die volle Ladung traf den Unvorsichtigen tödlich in die Brust.

Von den Kindern aus erster Ehe war das älteste die schon erwähnte Karoline von Loeben. Als zweites erblickte ihr Bruder Karl 1773 in Magdeburg das Licht der Welt. Nach Bestimmung des Vormunds Niethack sollte er, wie sein Vater und Großvater, Jurist werden. Er erledigte auch seine Studien hierzu und brachte es bis zum Kammerreferendar. Als er jedoch majorenn geworden war, gelangte er in den Besitz seines väterlichen Erbes. So kam er zu einer jährlichen Rente von 600 Talern, wovon er sehr gut leben konnte. Das gebundene Leben als Beamter entsprach aber seiner Neigung zur Bequemlichkeit und Freiheit durchaus nicht. Deshalb gab er den Staatsdienst auf und „schwelgte nun in den freien Wissenschaften“. Er begann jetzt, sich als Schriftsteller, besonders als Übersetzer zu betätigen. Auch war er ein eifriger Brieffschreiber. Nicht weniger als etwa 300 seiner Briefe an den jüngeren Bruder August sind uns erhalten, aus denen ich vieles entnommen habe.

So schrieb er aus Erlangen, wo er studiert hatte: „Hier muß ein Student, wenn er eine Kanne Bier trinken will, das Geld, 9 Kreuzer, von seinem Hauswirt bezahlen lassen, da sein Taschengeld nur an den Hauswirt gezahlt werden darf.“ Eine vielleicht ganz nützliche Bevormundung. Der Brieffschreiber führte ein unruhiges Leben und war viel auf Reisen. Bald finden wir ihn in Berlin, Schlesien, Hamburg, im Harz, am Rhein, bald in Bayern, in der Schweiz, in Paris oder Wien. Mit 27 Jahren unternahm er eine größere Reise durch die Schweiz und Südfrankreich bis nach Spanien. Er hatte sich einem Studienfreund, dem Freiherrn Ludwig von Vincke, angeschlossen, der damals Landrat in Minden war und später, wie erwähnt, Oberpräsident von Westfalen wurde. Dieser sollte in staatlichem Auftrag in Spanien Merinoschafe zur Wollzucht aufkaufen, die dann über Bilbao nach Hamburg verschifft wurden. Über diese Reise veröffentlichte von Jariges 1810 in Leipzig „Bruchstücke

einer Reise durch das südliche Frankreich". Danach übersetzte er unter dem Namen „Beauregard Pandin“ „Spanische Romanzen“ sowie „Spanische und italienische Novellen“. Seine erste Übersetzung war 1797 das Schauspiel „Der Narr aus Liebe“ aus dem Französischen des Moliere gewesen, seine letzte 1824 Shakespeares „Troilus und Cressida“. Auch war er in verschiedenen Städten als Theaterrezensent tätig. Zu einer schöpferischen literarischen Tätigkeit brachte er es jedoch nicht.

Bei Ausbruch des Kriegs Preußens mit Napoleon 1806 war er Kritiker der „Jenaischen Literaturzeitung“ und Mitarbeiter des „Weimarschen Journals für Literatur“. Über die unglückliche Schlacht bei Jena schrieb er sehr lebendig aus Weimar an seinen Bruder: „Napoleon ist rascher in seinen Kriegen als wir in unseren Briefen. Der entscheidende 14. Oktober war für Weimar ein höchst trauriger Tag und auch die folgende Nacht. Schauerlich war der Anblick der völlig verworrenen Flucht. Bei aller dieser Schmach sagen doch die Franzosen, daß die preußische Infanterie sich äußerst brav gehalten, nicht die Kavallerie. Nur den großen Fehlern der Anführer ist die fast beispiellose Niederlage zuzuschreiben. Das Feuer der Kanonen und des Kleingewehrs in der Schlacht, dem ich ein paar Stunden auf dem nahen Felde zuhörte, wo ich die Reserven kaum 50 Schritt von mir aufmarschiert sah, war so prompt und regelmäßig und unaufhörlich, daß ich auf der Revue zu sein glaubte.

Mittags verstummte auf einmal alles. Nun ging die Flucht an, die bis nach 5 Uhr dauerte. Kaum waren die letzten Flüchtlinge 10 Minuten aus dem Tore, als schon Kanonenkugeln über die Stadt flogen. Gleich darauf sprengte ein Regiment französische Dragoner mit gezogenen Schwertern und wehenden Helmbüscheln, um die Brust gepanzert, durch die Stadt, die Fliehenden auf dem Fuße verfolgend. Wegen das wahrhaft kriegerische Aussehen dieser Reiterei erscheint die preußische bloß parademäßig, ohne Geist und Leben. Späterhin kam, um den Schrecken voll zu machen, in der Stadt Feuer aus. Die folgenden Tage war Weimar wie ausgestorben, Fenster und Türen geschlossen. Ununterbrochen marschierten französische Truppen aller Art durch. Die Kirchen waren voller Gefangener, in einem kleinen Zimmer eines Gasthofes an 50 preußische Offiziere. Bonaparte habe ich, als er einen Morgenritt machen wollte, beim Aufsteigen auf das Pferd, ganz nahe gesehen. Seine Miene war sehr streng und ernst. Den französischen Offizieren muß man zum Ruhme nachsagen, daß sie, wo nur möglich, der Gewalttätigkeit der streifenden

Partien Einhalt tun. Unter den Fliehenden fiel mir ein Junferchen von 12 Jahren auf. In der jetzigen Schreckenszeit hat Goethe auch einmal seine Christiane sich antrauen lassen.“

Der fleißige Brieffschreiber wurde 3 Jahre später aus Weimar Landes verwiesen, weil die dortigen Schauspieler behaupteten, er hätte gegen sie eine zu schlechte Kritik verfaßt. Dies machte ihm nicht viel aus. Denn er war durch sein Vermögen von über 15000 Thalern von der Schriftstellerei, die ihm kaum 200 Thaler jährlich einbrachte, unabhängig. Auch konnte er für seine Infanten, wie er seine unehelichen Kinder nannte und die ihm nicht mehr als 34 Thaler jährlich kosteten, genügend sorgen. Er ging nun zunächst auf einige Zeit nach Dresden und dann nach Berlin, wo er Unter den Linden Nr. 25, an der Ecke der Friedrichstraße, wohnte. Er beschloß sein unruhiges und wechselreiches Leben unverheiratet in Berlin mit 52 Jahren.

Wechselreich und unruhig war auch die Jugend seines um 2 Jahre jüngern Bruders August. Den Zwang von Schule und Militärlaufbahn, der er sich anfangs widmete, zu ertragen, wurde dem lässigen und unbeständigen Knaben sehr schwer. Er wechselte mehrfach. Zuerst besuchte er die Handelsschule in Magdeburg. Dann trat er mit der Absicht, Offizier zu werden, noch nicht 14 Jahre alt, in den Militärdienst, den der Willensschwache jedoch nur 2 Jahre aushielt. Nun kam er als Zögling in die Klosterschule „unser lieben Frauen“ in seiner Vaterstadt. Diese vertauschte er schon bald wieder mit dem Internat des berühmten Klosters Bergen, das 1812 von den Franzosen zerstört wurde. Aber auch dies absolvierte er nicht. Er hatte hier allerhand Mutwillen verübt und verließ aus Furcht vor der drohenden Relegation das außerhalb der Stadt gelegene Stift heimlich. Er begab sich nach Halle a. d. Saale und ließ sich bei der juristischen Fakultät immatrikulieren. Auch in der Folgezeit machten sich die von seiner Mutter ererbte Weichlichkeit, Genußsucht, Bequemlichkeit und damit zusammenhängende Unentschlossenheit bei ihm oft genug bemerkbar. Er schwankte zwischen den verschiedensten Berufsarten hin und her. Bald dachte er an Kameralia oder die richterliche Laufbahn. Dann wollte er Domänenpächter werden oder sogar wieder Offizier, bald eine Handlung im Ausland aufmachen. Doch sein Bruder Karl mußte ihn belehren, daß der König das Letztere keinem von Adel erlauben würde. Später reizte ihn lebhaft die Ungebundenheit und Abwechslung der schriftstellerischen Beschäftigung seines Bruders, der ihm jedoch energisch davon abriet. Hierzu nahmen noch mancherlei Liebesabenteuer seine Zeit in An-

spruch. Infolge dieser Unbeständigkeit verzögerten sich seine juristischen Studien, zu denen er immer wieder zurückgekehrt war, so sehr, daß er erst mit 30 Jahren sein zweites Examen in Berlin machen konnte. Nun erhielt er eine Stelle beim Oberlandesgericht von Niederschlesien und der Lausitz, das seinen Sitz in Groß-Glogau und nur während der Befreiungskriege in Liegnitz hatte. Ende 1806 erlebte er hier unmittelbar die Schrecken der zwöchigen Belagerung Glogaus durch die Franzosen mit fürchterlichem Bombardement. Während sein Großvater schon mit 20 Jahren Hof- und Gerichtsrat geworden war, erlangte August diese Würde erst im Alter von 35. Auch entschloß er sich erst mit 41 Jahren, also 20 Jahre später als jener zur Heirat.

In Glogau wechselte wiederum bei ihm gänzliche Abneigung gegen seinen Beruf mit intensivster Arbeit. Auch kam er zu keinem festen Entschluß, sich zu verheiraten, woran er zwar wiederholt ernsthaft gedacht hatte. Schließlich aber ereilte ihn hier doch sein Schicksal in Gestalt der 23jährigen sehr energischen Albertine Sack, die ihn einfaßte, d. h. heiratete. Sie war die Tochter des Kreissteuereintnehmers Ernst Leberecht Sack und Nichte des Hof- und Justizkommissarius Simon Heinrich Sack in Glogau, welcher legerer die Sack'sche Familienstiftung ins Leben rief. Bald schon stellte es sich heraus, daß sie die Hofen anhatte, und der junge Ehemann wurde gezwungen, ob er wollte oder nicht, mit angestrengtem Eifer seine Berufstätigkeit zu verfolgen. Wohl war er jetzt ein pflichttreuer Beamter, aber ebenso wenig wie sein Bruder ein selbstschaffender Geist. Abgesehen von 3 Jahren, während derer er Mitglied des Geheimen Obertribunals des Justizministeriums in Berlin war, blieb er in Schlesien tätig, zuletzt seit 1835 als Chefpräsident des Oberlandesgerichts in Glogau. Er ließ sich 1839 pensionieren und starb schon ein Jahr später im Alter von 65 Jahren.

Von den fünf Kindern, mit denen seine Ehe gesegnet war, überlebte ihn nur der 17jährige Guido. Mit diesem zog jetzt seine Mutter nach Berlin. Bei ihm zeigte sich der Hang zur weichlichen Bequemlichkeit sowie zur Eitelkeit und die Abneigung gegen jede geregelte Tätigkeit in auffallender Weise. Er trat 1841 beim Garde-Schützen-Bataillon ein, wurde nach 2 Jahren als Sekonde-Leutnant in das Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiment versetzt und 4 Jahre darauf plötzlich entlassen. Seine eigenwilligen Neigungen und seine revolutionären, freiheitlichen Ideen vertrugen sich schlecht mit dem Dienst des Königs. Ja, er soll sogar, wie erzählt wird, wenige Monate nach seiner Entlassung, in den Märztagen 1848 hinter den Barrikaden

mitgekämpft haben. Als dann nach den Rebellen gefahndet wurde, kam eine militärische Abordnung in die Wohnung seiner Mutter in der Alexanderstraße Nr. 23, um ihn aufzujuchen. Die Chefpräsidentin soll den Offizier sehr würdevoll, auf ihrem Sessel sitzend und mit einer Handarbeit beschäftigt, empfangen haben, während Guido unter ihrer Krinoline, wie sie damals noch getragen wurde, versteckt gewesen sei. Er sei dann nach England geflüchtet und erst, als die Luft für ihn wieder rein geworden war, zurückgekehrt.

Er wohnte nun wieder bei seiner Mutter, die inzwischen nach der eleganteren Linkstraße Nr. 23 gezogen war. Jetzt enthielt er sich gänzlich jeder politischen Betätigung, widmete sich aber in seiner lässigen Energielosigkeit auch keinem Beruf. Saß er auch nicht mehr unter der Krinoline seiner Mutter, so hing er doch an ihrem Rock bis zu seinem 53. Lebensjahr. Da starb diese im Alter von fast 83 Jahren und hinterließ ihm ein hübsches kleines Vermögen. Dies brachte ihm endlich völlige Unabhängigkeit. Er zog nach Dresden, war viel auf Reisen und konnte jetzt noch 20 Jahre lang nach eigenem Geschmack das angenehmste Leben führen. Von seinem berühmten Urgroßvater hatte er außer dem Vermögen wenigstens noch die schöne Gabe geerbt, überall, wo er hinkam, sich schnell beliebt zu machen. Doch blieb er unverheiratet. Er war der letzte des Namens Jariges und auch der letzte von dem uralten Adelsgeschlecht der Pandins, die mit einem Pandin Vicomte de Marcillac in Paris fast gleichzeitig ausstarben.

Auch für die Erziehung ihrer beiden jüngsten Töchter, der Zwillingsschwestern Dorothee und Charlotte, die 1782 geboren waren, hatte die Kriegsrätin wenig Interesse. Sie gab sie schon frühzeitig in Pension, wo sie es nicht zum Besten hatten, zuletzt in Halberstadt. Hier lernte Dorothee den liebenswürdigen und künstlerisch veranlagten Leutnant von Kloster kennen. Er war Page am Hof des Herzogs von Braunschweig gewesen und hatte ein hübsches Talent zum Zeichnen, Kupferstechen und Malen, besonders auch zum Portraitieren, womit er seine geringe Gage oft genug vergrößern konnte. So war es ihm auch möglich, die jetzt 18jährige Dorothee zu heiraten. Später kam er in das Kurmärkische Landwehr-Regiment nach Prenzlau und nahm als Oberst seinen Abschied. Seine einzige Tochter Emilie, Oberstleutnantin Knoipe, blieb ohne Kinder.

Während auch diese Linie ausstarb, hatte die Zwillingsschwester Charlotte eine um so bedeutamere Nachkommenchaft, deren Aufblühen sie leider nicht erlebte, da sie nur 26 Jahre alt wurde. Sie heiratete nur einen Monat später als ihre Schwester den fast 17 Jahre

ältern Hausarzt der Familie, Medizinalrat Dr. Friedrich Wilhelm Traugott Voigtel, nachdem seine erste Gattin gestorben war. Während ihrer kurzen, nicht gerade glücklichen Ehe wurde sie von ihrer Schwiegermutter sehr schlecht und geringschätzig behandelt und hatte unter deren beständigen Vorwürfen wegen ihrer mangelhaften Kenntnisse im Haushalt viel zu leiden. Von ihren beiden Töchtern Friederike und Karoline war die erste mit dem Oberst von der Chevalerie, die andere, Karoline, mit dem Generalmajor Bonsac verheiratet. Bonsac hatte zwei Söhne, Heinrich und Fritz, und zwei Töchter, Marie und Emma. Während Heinrich Bonsac 1870 bei Beaumont als Hauptmann fiel, mußte sein Bruder Fritz wegen einer schweren Kriegsbeschädigung als Major seinen Abschied nehmen. Die Gatten der beiden Schwestern Bonsac waren ebenfalls Offiziere, die sich 1870 besonders auszeichneten und als Generale geadelt wurden. Das waren General Friedrich Theodor von Grolman, dessen Sohn ebenfalls Generalleutnant wurde, und General Rudolf von Reinecke, dessen Tochter Henriette den Generalmajor Guido von Wulffen zum Gatten hatte. So sehen wir hier die Nachkommenschaft des Großkanzlers wieder aufblühen, wie dies auch in der Familie seiner Enkelin Karoline von Loeben der Fall war.

Karoline Wilhelmine Dorothea von Jariges, meine Urgroßmutter, war als ältestes Kind des Kriegsrats in Magdeburg 1771 geboren. Als sie zur Welt kam, war ihre Mutter erst 18 Jahre alt und fast selbst noch ein Kind und zwar, wie schon berichtet, ein recht schlecht erzogenes. So ließ auch die Erziehung Karolinens sehr viel zu wünschen übrig. Als sie herangewachsen war, fehlte es ihr natürlich nicht an Bewerbern. Junge Magdeburger Großkaufleute wie Offiziere bemühten sich um ihre Hand. Doch war sie übermäßig wählerisch und launenhaft, dazu eigensinnig, unverträglich, nachlässig, ja sogar jähzornig, eine Veranlagung, die sie von ihrer Mutter geerbt hatte. Jedenfalls kam sie zu keinem Entschluß. 1793 schrieb ihr Bruder Karl, auf dessen zahlreiche Briefe ich wieder zurückgreife, an seinen Bruder August: „Ob Karoline den Bankier Blumenau oder von Loeben nimmt, ist gleich. Denn es ist nur zu wahrscheinlich, daß sie in beiden Fällen eine unglückliche Ehe führen wird. Ihr selbst ist fast gar nicht zu helfen. Mir ist Blumenau nicht lieb, weil wir dann wieder mit einer Kaufmannsfamilie in Verbindung sind.“ Erst mit 24 Jahren entschied sie sich endlich für Loeben.

Johann August Ehrenfried von Loeben war 1768 in Magdeburg geboren. Sein Vater war Stabskapitän im Magdeburger

Infanterie-Regiment Nr. 5 und später Salzkommissar in Schönebeck bei Magdeburg. Seine Familie gehörte zum schlesischen Uradel. Das Stammhaus stand an der Stelle, wo heute das Städtchen Loeben an der Neiße liegt. Der Sohn trat in dasselbe Regiment ein wie sein Vater und wurde 1795 zum Premier-Leutnant befördert. Im selben Jahr heiratete er die bisher so widerpenstige Karoline, deren Zähmung ihm auch gelang. Schon wenige Monate später schrieb ihr Bruder Karl: „Loebens leben sehr vergnügt und einträchtig. Aber die Mutter ärgert sich darüber. Karoline wird jetzt ganz anders. Mit ihrem guten Herzen wird sie sich die Liebe ihres Mannes, den jeder wegen seiner Gutmütigkeit und seines echten Biederjins — der sich seiner Güte selbst nicht einmal bewußt ist — hochschätzen muß, gewiß erhalten.“ Das seltsame Verhalten der Mutter, die sogar der Hochzeit Karolinens ferngeblieben war, erklärt sich daraus, daß die Kinder, sobald sie erwachsen waren, mit der Mutter völlig zerfielen. Erkannten sie doch jetzt, wie ungebildet und hohl, würdelos und unwert, leichtfertig und genußsüchtig ihre Mutter war. So war es zu einer endgültigen Trennung gekommen. Wieder nach einiger Zeit meldete Karl dem Bruder: „Karoline hat sich sehr zum Vorteil verändert. Was doch die Liebe wirkt.“ Also der umgekehrte Fall wie bei Karolinens Eltern. Hier beeinflusst der energische Loeben die eigensinnige Frau in günstigster Weise.

Infolge einer Verletzung, die sich Loeben schon vor längerer Zeit zugezogen hatte, strengte ihn das Kommandieren zu sehr an. Er dachte deshalb daran, seinen Abschied zu nehmen und sich ein kleines Gut zu kaufen. Dies wurde ihm durch das Erbteil seiner Gattin ermöglicht, als deren Mutter 1798, erst 45 Jahre alt, nach ihrem vielbewegten Leben — nicht gerade sehr erfreulichen Andenkens — plötzlich starb. Er erwarb nun das in nächster Nähe von Magdeburg gelegene hübsche Bauerngut Wiederitz für 6000 Thaler. Hierzu mußte er noch Anleihen von seinem Schwager August und anderen aufnehmen. Im folgenden Jahr nahm er seinen Abschied, wobei er den Charakter als Kapitän erhielt, und widmete sich ganz der Landwirtschaft. Im Sommer 1800 fiel seiner Gattin wiederum ein Erbteil zu, als deren Großmutter Stoevesand, die seit 11 Jahren verwitwet war, starb. Im selben Jahr kam bei Loebens der erste Sproßling zur Welt, der die Namen Karl August Ehrenfried erhielt. Dieser war leider kränklich und starb, als Regierungsreferendar, auf einer Reise nach Teplitz, wo er Heilung suchen wollte. Am 4. September 1803 erblickte seine Schwester, meine Großmutter Auguste Karo-

line in Biederitz das Licht der Welt und mehr als 3 Jahre darauf wurde ein zweiter Bruder von ihr Wilhelm August geboren, der Landwirt werden wollte, aber auch schon mit 26 Jahren einem Nervenfieber erlag. So ist dieser Zweig der Loebenschen Familie im Mannesstamm erloschen, und es blieb nur die eine Tochter Auguste übrig.

Es war im Jahr 1804, als die einzige noch lebende Tante der Karoline von Loeben, Elisabeth Marie, geborene von Jariges, Gattin des pensionierten Oberst von Seelen in Berlin, anfang zu kränkeln. War sie doch schon 74 Jahre alt. Da fuhr Loeben nach Berlin, um sich bei ihr lieb Kind zu machen, in der Hoffnung, sie zu beerben. Hierzu schrieb Karl in einem seiner Briefe: „Ich würde mich verdrießen, wenn beim Tode der Tante Seel, die ja dann die seelige Tante wäre, jener alte Bär den ganzen Honig aus dem alten Baum ausfräße.“ Doch es kam anders. Die hochmütige Tante wollte von der ganzen Familie ihres einzigen Bruders und seiner leichtfertigen Gattin nichts wissen und hatte ihr sehr beträchtliches Vermögen, abgesehen von einigen Legaten, ihrem Gatten vermacht. Dieser kaufte sich, als sie jetzt starb, das schöne Gut Wulkow bei Neuruppin, verlebte jedoch den Winter regelmäßig in Berlin. Hier besuchte ihn sein Neffe Karl Ende 1809. Er schrieb darüber seinem Bruder und verglich den hochbetagten Oheim mit einem Kastanienbaum, der im Spätjahr, wie in Spanien so häufig, zum zweitenmal blüht: „Der 82jährige Onkel hat sich in seine hübsche Haushälterin, eine Predigerwitwe, dermaßen verliebt, daß er sie, selbst in Gegenwart anderer, liebkost und auf den Schoß nimmt“. Er erreichte übrigens ein Alter von 91 Jahren. Wirklich sehr reich war er an Lebensjahren und irdischen Gütern, aber andererseits doch arm. Denn er hinterließ keinen Nachkommen.

Seine Großnichte Auguste von Loeben dagegen war in dieser Hinsicht sehr viel reicher. Von ihr lebt heute noch eine recht ansehnliche Anzahl angesehener Nachkommen. Doch wuchs sie in sehr beengten, bedrängten Verhältnissen auf und hatte keine frohe Jugendzeit. Schon 3 Jahre nach ihrer Geburt kam das große Unglück des verheerenden Kriegs mit Napoleon über Deutschland. Ihre Mutter kümmerte sich, wie wir wissen, so gut wie garnicht um die Erziehung ihrer Kinder. Auguste mußte daher, als sie größer geworden war, mit den Kindern des Dorfs zusammen in die Dorfschule gehen, wo der Kantor Christoph Gildenpennig das Szepter führte. Später bekam sie außerdem beim trefflichen Biederitzer Pfarrer Karl Leberecht Messow einige Stunden. Doch ließ auch dieser Unterricht viel zu

wünschen übrig und wurde außerdem häufig durch die kriegerischen Ereignisse unterbrochen.

Im Haus ihrer Eltern kehrte während der schlimmen Kriegsjahre oft genug der Mangel ein. Das hübsche Gut mit seinem guten Boden hatte bisher reichen Ertrag geliefert, so daß Loeben nicht nur seine Zinsen pünktlich zahlen, sondern auch mit seiner Familie recht gut leben und einiges zurücklegen konnte. Jetzt aber ließen sich fast alle seine Leute für den Krieg anwerben, so daß der landwirtschaftliche Betrieb größtenteils brach lag. Das nur kleine Gut, das an der großen Heerstraße lag, machte, da es gut gehalten war, einen wohlhabenden Eindruck. Es wurde daher wie ein großes behandelt und durch andauernde Einquartierungen zahlreicher feindlicher Truppen und durch beständige Requisitionen derart überlastet und ausgezogen, daß Loeben oft nicht wußte, wovon er für seine Familie den Lebensunterhalt hernehmen sollte. Die Not wurde von Jahr zu Jahr größer. So konnte er die Zinsen an seine Gläubiger nicht mehr aufbringen. Noch viel weniger war es ihm möglich, die Anleihen, die diese jetzt zurückforderten, einzulösen. Nur sein Gottvertrauen erhielt ihn aufrecht. Sonst wäre er oftmals völlig verzweifelt, wenn er wieder und immer wieder gedrängt wurde. Zeugnis von dieser schrecklichen Not geben Aufzeichnungen, die er für seine Nachkommen hinterlassen hat. Da heißt es unter anderem:

„Biederitz, den 31. Oktober 1810.

Ich will dieses Tages vor 4 Jahren nicht vergessen. Den Muth, diesen Tag anno 1806 zu überstehen, kann ich mir ohnmöglich zuschreiben, sondern bloß dem Gott dort oben, welcher mir Muth und Stärke in meiner schrecklich bedrängten Lage erwies. Ich war ohne alle menschliche Hülfe. Die Menschen um mich her hatten genug mit sich selbst zu thun, um an mich zu denken, wenn sie auch den Willen dazu gehabt hätten. Ohne Geld war ich mit meiner hochschwangeren Frau und meinen beiden Kinderchen einer großen Anzahl roher Feinde preis gegeben. Gott half auch da. Er der Herzensregierer, gab unsern Feinden sanfte Herzen. Sie glaubten meinen Worten, daß ich ihnen nicht mehr geben könnte, und sorgten für ihre Nahrung selbst. Dank sey Dir, o Gott, dafür jetzt noch gebracht, der Du alles so weise führtest. Deine mir schon von meiner Jugend an erzeigte Väterliche Güte sollte mir wegen meines noch oft aufsteigenden Unglaubens zur Beschämung dienen. Führe mich auch noch aus meiner

jetzigen Noth. Hilf mir, daß ich meine Kinder ordentlich und Gottes fürchtig kann erziehen lassen. Ich will gewiß nie murren, sondern ganz auf Dich trauen, Du Geber alles Guten.“

„Den 15. Dezember 1810.

Heute vor 3 Jahren war einer der schrecklichsten Tage meines Lebens. Wir bekamen stehende Einquartierung, und von uns, die wir schon so viel gelitten hatten, wurde noch so viel verlangt. Die vielen Leute kündigten sich auf lange Zeit an, welches auch nachher leider in Erfüllung ging. Selbst für uns in Nahrungsorgen, litten wir schrecklich, nun noch unbescheidene und ausgehungerte Gäste beherbergen zu müssen. Nein, es war zu fürchterlich. Ich werde dies nie vergessen und erinnere mich daran auch heute mit Dankbarkeit gegen Gott, daß er uns aus dieser Trübsal dennoch bis jetzt erhalten und bis hierher unser Brodt gegeben hat. Ihm sey Dank für diese Gnade, ich werde sie nie vergessen.“

Voeben hätte jetzt am liebsten das ungelige Gut verkauft. Er bot es öffentlich aus. Doch vergeblich. Wer hätte es in dieser Zeit, wenn auch noch so wohlfeil, kaufen wollen? Bald aber wurden die Zeiten noch schlimmer. Von dem unglücklichen russischen Feldzug Napoleons zurückflutende französische Heeresreste hatten sich 1813 in der Festung Magdeburg festgesetzt. Sie machten von dort aus, trotzdem sie von preußischen Truppen eingeschlossen waren, wiederholt verwegene Ausfälle. Um sich zu verproviantieren, plünderten sie die auch schon zuvor arg gebrandschakte Umgegend, wo sie nur hinkommen konnten. Wenn sie aber auf ihren Raubzügen nichts vorfanden, was sie mitnehmen konnten, mißhandelten sie die Einwohner und zerstörten deren übrige Habe. Deshalb waren diese jetzt auf der Hut. Als nun am 4. Januar 1814 wiederum ein Ausfall in der Richtung auf Biederitz drohte, setzte sich die hier liegende Landwehr in Bewegung. Ihnen schloß sich eine große Zahl dortiger Landsturmänner unter Führung des Hauptmanns von Voeben an, um ihr Hab und Gut zu schützen. Gedachte man doch mit Ingrimme der ungeheuren französischen Requisitionen besonders auch an Holz, wodurch der größte Teil des damals über 1500 Morgen großen Biederitzer Busches vernichtet worden war. Als nun die Feinde gegen das Dorf heranrückten, wurden sie mit tapferer Gegenwehr empfangen und mußten sich nach erbittertem Kampf mit blutigen Köpfen zurückziehen. Biederitz war gerettet.

Erst nach Friedensschluß kehrten allmählich wieder geordnete Verhältnisse ein. Für die tapfern Leute blieb dann auch eine Anerkennung nicht aus. Es war am 16. Februar 1817. Da zogen die Landsturmmänner des Dorfs in militärischer Ordnung zu ihrem Distriktskommandeur, dem Hauptmann von Loeben, und begrüßten ihn mit einem dreifachen Hoch. Dieser führte sie unter Glockengeläut zur Kirche. Hier wurden sie feierlich von einem Sängerkhor mit dem damals beliebten Volkslied „Heil unserm König“ empfangen. Nach dem Gottesdienst überreichte unser Loeben den verdienten Mitkämpfern allen die Kriegsgedenkmünze. Die Feier begleitete ein eigens hierfür eingeübter, vierstimmiger Chorgefang.

Als der endgültige Friede in das Land eingezogen war, konnte auch Loeben wieder aufatmen. Seine hinausgezogenen Leute waren meistens vom Heeresdienst zurückgekehrt und nahmen ihre Arbeit wieder auf. Die so lange brach gelegenen Felder trugen wieder reichlich Frucht. Die Wiesen grünteu üppig, und der Garten prangte von allerlei Obst und bunten Blumen. So konnte Loeben wieder seine Zinsen zahlen, seinen Kindern eine bessere Erziehung zuteil werden lassen und sogar seinen ältesten Sohn studieren lassen. Zudem muß wohl auch die Erbschaft von seinem in Demerara in Südamerika gestorbenen Bruder im Betrag von 15000 Thalern, womit er immer schon seine Gläubiger vertröstet hatte, eingetroffen sein. Denn es war ihm jetzt möglich, die geliehenen Kapitalien insgesamt zurückzuzahlen. Ebenso konnte er, „als mein Großvater meine Großmutter nahm“, — die Hochzeit fand am 5. Juli 1822 statt — seiner Tochter eine gute Ausstattung mitgeben. Als er 1825, ein Jahr nach dem Tod seiner Gattin, im Alter von 57 Jahren das Zeitliche segnete, hinterließ er seinen drei Kindern außer dem Gut noch ein hübsches Vermögen. Um die Erbschaft anzutreten, bedurfte seine Tochter, die Frau Kapitän Auguste von Ffing, die damals 22 Jahre alt, also noch minorenn war, einer besondern Majorennitätserklärung, die ihr vom Pupillen-Collegium in Magdeburg ausgestellt wurde. 7 Jahre später beerbte sie auch ihre beiden fast gleichzeitig dahingeshiedenen Brüder. An Charaktereigenschaften übrigens hatte sie von ihrer Mutter so gut wie nichts, von ihrem sehr tüchtigen, tatkräftigen und dabei besonders gutherzigen Vater dagegen alles geerbt.

Inzwischen war ihr Gatte, als Chef der 7. Kompagnie des Infanterie-Regiments Nr. 27, nach der Lutherstadt an der Elbe Wittenberg versetzt worden. Hier richtete sie ihr neues Hauswesen bald behaglich ein. Unter der sorglichen Pflege seiner neuen Mutter gedieh der

kleine Gustav vorzüglich. Nun schenkte auch sie ihrem Gatten hier nacheinander drei Söhne. Zuerst 1825 meinen Vater, der nach ihr August benannt wurde, und 2 Jahre darauf Theodor. Beide waren sich besonders zugetan und unzertrennlich. Nach abermals 2 Jahren kam Meinhardchen zur Welt, der aber schon nach 3 Vierteljahren wieder dahinschied. Nachdem mein Großvater auf kurze Zeit noch einmal nach Magdeburg gekommen war, wurde er im Frühjahr 1830 zum Major und Kommandeur des 3. Bataillons des 15. Landwehr-Regiments in Bielefeld befördert.

Das Reisen war damals eine sehr anstrengende, langwierige und auch kostspielige Sache und garnicht ungefährlich. Denn es kam oft genug vor, daß der schwer beladene Reisewagen unterwegs zusammenbrach. Noch öfter geschah es, daß er bei der üblen Beschaffenheit der Straßen umstürzte. Eine Meile mit der Schnellpost zu fahren, dauerte $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden und kostete $7\frac{1}{2}$ bis 10 Silbergroschen. An Freigepäck konnte jeder Reisende 30 Pfund mitnehmen. Meine Großeltern nahmen jedoch, wie gewöhnlich, einen Hauderer genannten Mietswagen, um jetzt mit Kind und Kegel nach Bielefeld zu gelangen.

VI. Meinhard kommt nach Bielefeld, dann nach Mainz und zuletzt nach Posen

Bielefeld war vor 100 Jahren noch nicht die Industriestadt von heute, sondern ein kleines, verträumtes, idyllisches Leineweberstädtchen, reizend am Teutoburger Wald gelegen. Dessen Ausläufer, der Johannis- und der Sparenberg, der von seiner einst wehrhaften Burg trotzig überragt wird, erheben sich unmittelbar über der Stadt. Ein eigenartig schönes Landschaftsbild. Noch war hier nichts von dem nervösen Maschinengetriebe und dem Qualm der Schornsteine zu verspüren. Die Leinewand wurde noch mit der Hand gesponnen. Überall herrschten bescheidene Einfachheit und anspruchslose Behaglichkeit. Es war die gute alte Wiedermeierzeit. Zwar waren die Befestigungsmauern rings umher schon gefallen. Doch Wälle und Gräben engten die Stadt immer noch ein und auch die alten Stadttore waren noch geblieben. Vor den Toren aber öffneten sich sogleich die prächtigsten Spazierwege.

Hier gingen des Abends nach vollbrachtem Tagewerk die Bürgerseute gravitatisch einher. Wenn sie sich aber etwas Besonderes zu erzählen hatten, blieben sie mitten auf dem Weg stehen. Gleichzeitig zu gehen und mehr oder weniger wichtig Scheinendes zu erzählen, war ihnen nicht möglich. Nun fütterten sie erst einmal ihre Nase mit dem köstlichen Grünwelschen Schnupftabak. Dann kam der übliche Stadtklatzch. Bürgermeister und Magistrat mußten in erster Linie herhalten. Eins mußten sie indessen diesen zu ihrer Venugtuung lassen. Hatten sie es doch durchgesetzt, daß die Garnison, die eigentlich verlegt werden sollte, hier geblieben war. Nämlich ein Bataillon des 15. Infanterie-Regiments, das sich seit 1816 im Städtchen befand, während die andern Bataillone in Minden lagen. Bei einer Einwohnerzahl von etwas über 8500 Seelen hatte eine Garnison von 500 bis 600 Mann für Bielefeld eine große wirtschaftliche Bedeutung. Deshalb waren auch die Offiziere bei der Bürgerschaft recht beliebt und geachtet. So hatte neulich die größte bürgerliche Vereinigung der Stadt, die Schützengeellschaft, die erst vor kurzem ins Leben gerufen war, dem Kommandeur des Landwehr-Bataillons, das sich auch hier befand, einen Fackelzug gebracht. In dem „Öffentlichen Anzeiger des Distrikts Bielefeld“ war darüber folgendes zu lesen:

„Am Sonnabend Abend widmeten wir unserem hochverehrten Bürgerfreund, Herrn Obristwachtmeister,“ wie die deutsche Bezeichnung für Major lautete, „von Fing einen feierlichen Fackelzug. Überall fanden wir mit diesem kleinen Beweise unserer schuldigen Aufmerksamkeit die herzlichste und wärmste Aufnahme und suchten dann nach Beendigung des Zuges die Erquickung des Schlafes. Anderen Morgens um 5 Uhr erscholl die Reveille. Nach genossenem Frühstück traten wir auf dem Markte unters Gewehr. Dann wurde in Kotten abgebrochen, und wir marschierten den Johannisberg hinan. Nun erst begann das Bogelschießen.“ So beliebt hatte sich mein Großvater schon in kurzer Zeit gemacht. Der Vogel, nach dem die Schützen schossen, war von Tischlermeister Birkemeier angefertigt worden. Aus einem schweren Eichenkloz hatte er ein plumpe Angeheuer geformt, das eher einem Drachen oder einem andern vorfintflutlichen Getier ähnelte. Auf diesen Urbogel wurden nun unzählige Kugeln abgefeuert, ohne ihm einen wesentlichen Schaden zuzufügen. Und doch mußten alle seine Teile und Glieder heruntergeschossen werden. Vor allem der Kopf mit der Krone von dem Antier, das eigentlich einen Reichsadler darstellen sollte. Wem dies gelang, wurde Schützenkönig.

Meister Birkemeier hatte sein Haus am Markt, an der Ecke des Wehrenbergs, wo sich auch seine Werkstätte befand. Vorn an der Fassade war als Wahrzeichen eine steinerne Figur eingebaut, die den Propheten Jonas darstellte, wie er vom Walfisch ausgespiesen wurde. Es war ein recht unpraktisch eingerichtetes uraltes Gebäude. Die Wohnungen hatten nur niedrige Zimmerchen mit sehr kleinen Fenstern und Türen. Hier wohnte für 60 Thaler jährliche Miete im zweiten Stockwerk die Witwe des Majors und Kommandeurs des 3. Bataillons des 15. Landwehr-Regiments Ferdinand von Below, dessen Nachfolger mein Großvater 1830 geworden war. Dies Bataillon hatte 1815 bei Ligny hervorragend mitgekämpft und schwere Anstürme unter harten Verlusten abgeschlagen. Jetzt im Frieden bestand es nur aus dem Stab, der dem spätern Bezirkskommando entsprach. Doch wurden die Landwehrleute regelmäßig zu kürzeren Übungen eingezogen.

Die Majorin von Below hatte in den letzten Jahren viel Leid erfahren müssen und der Tod hatte in ihrer Familie reiche Ernte gehalten. Zuerst wurde ihre reizende, noch so junge Tochter Ida, eine zierliche Erscheinung mit schönen blauen Augen und goldblonden Haaren, ihr genommen. Diese hatte erst 6 Jahre zuvor den Adjutanten ihres Vaters, Premier-Leutnant Christoph Einede geheiratet und mit ihm ein sehr bescheidenes Leben geteilt. Bei der geringen Wage war fast immer Schmalhans Küchenmeister. Sie schenkte ihm zwei Söhnelein, Hermann und Albert. Schon bald folgten ihr im Tod, gleichfalls in noch jugendlichem Alter, ihre ebenfalls bereits verheiratete Schwester Karoline und auch ihr Bruder Albert, der Sekonde-Leutnant in Bielefeld war. Der Tod des letzteren traf die Eltern besonders schwer, zumal es ein entsetzlich qualvoller war. Der Arzt wollte dem Ärmsten eine Halsentzündung mit Höllestein kurieren, stieß ihm diesen aber ungeschickterweise dabei in den Schlund, so daß er unter fürchterlichen Schmerzen verschied. Dann traf schließlich das Los, als Vierten, den unglücklichen Vater, der sich zuvor im Befreiungskrieg 1815 bei Wavre hervorgetan und das Eisene Kreuz erhalten hatte.

Sein Schwiegerjohn und bisheriger Adjutant Christoph Einede wurde jetzt der Adjutant meines Großvaters. Einede, der in Haus Rienburg bei Oschersleben 1793 geboren war, wurde in Braunschweig Kadett, kam dann in das königlich Westfälische 4. Linien-Infanterie-Regiment und mußte mit diesem, also in französischen Diensten, als Sous-Lieutenant, den Feldzug gegen Rußland mitmachen. Bei

Smolensk geriet er in russische Gefangenschaft und kam erst 1814 in die Heimat zurück. Nun focht er im 4. Elbe-Landwehr-Regiment gegen Frankreich. Nach Friedensschluß wurde er auf kurze Zeit nach Torgau und darauf nach Bielefeld versetzt, wo er nach seiner Verheiratung im Haus des Kaufmanns Tegener im Wehrenberg wohnte. Als ihm schon so früh die über alles geliebte Gattin entrißen wurde, konnte er von Glück jagen, daß deren Mutter seine beiden Söhne, von denen der jüngere erst 1½ Jahre alt war, zu sich nahm. Er selbst wurde nach wenigen Jahren als Kapitän nach Minden und dann nach Saarlouis zum 36. Infanterie-Regiment versetzt. Hier starb er 1842 plötzlich infolge eines Sturzes vom Pferd.

Seine beiden Söhnchen wuchsen aber unter der Obhut der Großmutter, der sie für die dahingegangenen Lieben doch einigen Ersatz boten, kräftig heran. Die Großmutter war eine Tochter des Medizinalrats Dr. Schiffert in Prenzlau, wo ihr Gatte früher gestanden hatte. Sie war zuerst mit einem Herrn von Ramin verheiratet gewesen, der schon bald starb. Aus dieser Ehe stammte eine Tochter Johanna, die den Major Dehlschlaeger ehelichte. Aus ihrer zweiten Ehe mit dem Major von Below waren noch ein Sohn Ferdinand, der Gardeoffizier war, und eine Tochter Henriette am Leben, die beide unverheiratet blieben. Letztere, die Tulla genannt wurde, führte der Mutter in Bielefeld den Haushalt. Sie hegte und pflegte und verwöhnte ihre beiden Nissen Hermann und Albert mit ihrer großen Liebe wie eine Mutter, soweit es das Wirtschaftsgeld zuließ. Das Einkommen der Majorin betrug etwa 400 Thaler im Jahr. Hierzu gab ihr Schwiegerjohn noch 140 Thaler Erziehungsgeld für seine Söhne. Von diesen 540 Thalern lebten die 5 Personen, die Magd eingeschlossen, recht gut. Allerdings waren die Bedürfnisse nicht im entferntesten so groß wie heute. Dafür war die Behaglichkeit im Haus, die Herzlichkeit des Verkehrs mit Verwandten und Freunden und die innere Zufriedenheit, also das Glücksgefühl des einzelnen, viel größer.

Bald nach der Ankunft meines Großvaters in Bielefeld bahnte sich ein freundschaftlicher Verkehr seiner Familie mit der Belowschen an. Besonders Hermann und Albert freundeten sich schnell mit den beiden fast gleichaltrigen Jünglingen Knaben, August und Theodor, an. Sie spielten beinahe täglich miteinander und machten unter Anführung des Ältesten von ihnen, Hermann, allerlei Spaziergänge. Wo konnte es schönere Tummelplätze geben, als in der Umgebung von Bielefeld? Da war der Kesselbrink zum Ballschlagen und der

Spielplatz am Altstädter Kirchhof, dann hinauf zur Brachtruine der Sparenburg und auf den ausichtsreichen Johannisberg. Bei ihren weitem Streifereien durch die herrlichen Wälder kamen sie zuweilen auch bis nach dem etwa eine Stunde von der Stadt entfernten einsamen Lutterfolk. Aus diesem sollten, wie die Sage geht, die kleinen Kinder kommen. Stundenlang blieben die Knaben bei dem trüben Gewässer und hatten ein Brötchen an den Uferrand gelegt in der sehnlichen Erwartung eines kleinen Schwesterchens. Doch der unbewegliche Kolk gab nichts heraus als Kröten und Frösche. Auch führte der Weg der Wanderlustigen nach Eckendorf zur Tante von Borries, der Frau Landrätin, die sieben Kinder hatte. Besondere Bewunderung erregte hier der große Park mit seinen uralten Bäumen und vielen steinernen, mythologischen Figuren aus der Rokokozeit, Liebes- und andern Göttern, die vor Langerweile schon Kinnbackenkrämpfe bekommen hatten. Hierher durften die Jungen nur mit sorgfältigen saubern Hemdtragen kommen. Dies war nicht nötig, wenn sie zur Beerhoffischen Bleiche gingen, wo reges Leben und Treiben beim Bleichen der in der Stadt hergestellten, großen Leinwandstücke herrschten.

Lange durften sie des Abends nicht unterwegs bleiben, besonders wenn die Tage kürzer wurden. Denn mit der Beleuchtung der Straßen in der Stadt war es schlimm bestellt. Gab es doch im ganzen kaum 25 Straßenlaternen, worin ein schwelendes Talglicht jämmerlich flackerte. Stand aber Mondschein im Kalender, so brannte überhaupt nichts. Meist hing die Laterne mitten über einer Straßenkreuzung in ziemlicher Höhe an einer Kette. War es windig, so schaukelte sie hin und her und drohte zu erlöschen. Von ihr fiel nicht viel mehr Licht auf die Straße, als von irgendeinem Stern am nächtlichen Himmel. Sie diente, wie ein Leuchtturm für den Schiffer, nur zur Orientierung für den Daherkommenden. Wer abends oder vor Tagesanbruch ausging, nahm stets eine Handlaterne mit. Sonst wäre es bei dem unglaublichen Straßenpflaster und den Kinnsteinen zu gefährlich gewesen. Schwoll doch das Wasser in letzteren schon beim geringsten Regen, gleich Gießbächen, an und bildete an vielen Stellen große unpassierbare Pfützen.

Es gab deshalb für jedes Mitglied eines Haushalts eine besondere Laterne, für die Kinder eine kleinere, für die Magd eine einfachere. Diese anzuzünden, war durchaus nicht so einfach und kostete viel Mühe und Geduld. Man bedurfte hierzu eines Kästchens mit zwei Fächern. In dem einen befanden sich Lumpenstückchen, Stahl und

Feuerstein, in dem andern Holzspäne, die mit Schwefel betupft waren. Mit Stahl und Stein schlug man Funten, wodurch man die Lumpen zum Glühen zu bringen suchte. Dann pustete man diese solange an, bis man daran einen Schwefelspan anzünden konnte, was meist erst nach mehrfachen, vergeblichen Versuchen gelang. Ohne tränende Augen und Husten infolge der fatalen Schwefeldämpfe lief dies nicht ab. Erst später kamen die Lampen auf, die auch ihre Tücken hatten. Zuerst mußte der Docht, der herunterzurutschen pflegte, mit einer Haarnadel hervorgeholt werden. Brannte die Lampe endlich, so qualmte sie, da das Öl ungereinigt war, sofort derartig, daß es sich einem wie ein Alp auf die Brust legte. Viele hielten sich, um das umständliche Feuer schlagen zu vermeiden, ein sogenanntes ewiges Lämpchen. Wie groß war dann die Freude, mit der die ersten Streichhölzchen begrüßt wurden.

Als die Knaben älter geworden waren, kamen sie auf das Gymnasium, das sich eines vorzüglichen Rufes erfreute. An tüchtigen Lehrern waren da die Professoren Krönig und Hinzpeter sowie die Oberlehrer Bentelsmann, Jüngst und der besonders beliebte Schütz. Sonntags mußte stets die Kirche besucht werden. Es war die Altstädter, wo abwechselnd die greisen Pastoren Almann und Hartog predigten, aber so leise und undeutlich, daß sie nicht zu verstehen waren. So war es kein Wunder, daß sie oft genug von dem Geschnarch der frommen Gemeinde übertönt wurden, besonders im Sommer, wenn es heiß war. Im Winter dagegen ließ die schlimme Kälte in der Kirche ein Schläfschen nicht zu. Trotzdem war die Kirche gewohnheitsmäßig nicht nur von den Bielefeldern, sondern auch von der Landbevölkerung aus der Umgegend immer voll besetzt.

Wie bunt war dann das bewegte Bild auf dem Markt nach dem Gottesdienst, wenn die Wachtparade aufzog und ihre 4 Stücke spielte. Wie frisch und froh all die stattlichen Bauerngestalten in ihren malerischen Trachten: lachende, dralle Mädels mit roten Wangen, nach billiger Seife duftend, Gesangbuch und ein Blumensträußchen vor sich haltend, und kräftige Burichen mit schwieligen Händen. Auf dies lebhafteste Getriebe jahen Großmutter von Below und Tante Lulla aus ihren Fenstern herab und freuten sich, wenn die ältern Offiziere Höft, von Ledebour, mein Großvater und andere zu ihnen heraufkamen, um ein Schwätzchen zu halten und wohl auch einen Spaziergang für den Nachmittag zu verabreden. Dann ging es in Begleitung der Kinder zu Hofmeisters oder nach Quakernach oder nach dem idyllischen Wellenkotten zum Kaffeetrinken. Lieber noch

wanderten die Knaben unter Leitung meines Großvaters weiter hinaus nach den Spiegelsbergen, nach Mönchhof oder nach Brackwede. Da mußten sie aber stramm marschieren.

Mein Großvater war überhaupt ein großer Naturfreund. Deshalb hatte er vor der Stadt für sich und seine Familie ein hübsches Gärtchen mit einem netten Sommerhäuschen gepachtet, ein herrlicher Spielplatz für die Kinder. Hier arbeitete er selbst in seinen dienstfreien Stunden und zog nicht nur die prächtigsten Blumen, sondern vor allem auch allerlei Gemüse, das seinem bescheidenen Haushalt mit der allmählich immer größer werdenden Familie zugute kam. Auch hatte er hier einem jeden seiner Kinder ein kleines Sondergärtchen zur Bearbeitung zugeteilt. An Familienzuwachs schenkte ihm seine Gattin in Bielefeld noch ein Knäblein, das vierte, das aber schon vor der Taufe ihnen wieder genommen wurde, dann 1833 die erste Tochter, die er nach seiner unvergessenen ersten Gattin Marianne nannte, und 1836 Wilhelmchen.

Seinen Sohn aus erster Ehe, Gustav, hatte er schon bald, nachdem er nach Bielefeld gekommen war, auf die berühmte thüringische Landes-
schule Pforta geschickt, die bei Naumburg a. d. Saale im lieblichen Tal, am Fuß des waldigen Knabenbergs liegt. Von der schönen Natur haben aber die Zöglinge nichts, da sie, bis auf nur 2 Stunden in der Woche, hinter den hohen Mauern des ehemaligen alten Klosters gefangen gehalten werden. Auch ich weiß davon ein Liedchen zu singen, nur kein lustiges, da ich vier von meinen Jugendjahren dort vertrauert habe. Besonders schlimm war auch die miserable Kost, die mich zwang, mein Taschengeld in Brot anzulegen. Dies mußte ich notgedrungen trocken, nur mit Salz bestreut, verzehren, um den Hunger zu stillen. Daß das in den Jahren des Wachstums nicht sonderlich zuträglich war, mußte ich nach meinem endlichen Abgang aus dieser Zwangsanstalt erfahren, wo mein geschwächter Körper unter jahrelanger Lungentuberkulose zu leiden hatte. Auch Gustav machte diese Schule nicht ganz durch, sondern verließ sie bereits 1835, um, wie es hieß, in Kriegsdienste zu treten. Nur die Ferien, in denen die Pfortner Schüler nach Haus reisen durften, waren Festtage. So kam Gustav im Sommer während der großen Ferien und zu Weihnachten ins liebe Elternhaus nach Bielefeld und konnte mit den Brüdern und Gespielen fröhlich sein.

Besondern Reiz für die Kinder hatten die Vergnügungen im Winter. Schlittensfahren, wie zauberhaft durch den glitzernen Schnee! Vor dem Schlitten sechs Knaben mit hellem Schellengeläut, auf ihm

sitzend ein junges Mädchen aus der Bekanntschaft, warm eingepackt, und hintenaufftehend der sehr harmlose Verehrer, der seiner Begeisterung durch andauerndes Knallen mit einer besondern Peitsche Ausdruck gab. Diese hatte an einem ganz kurzen Stiel eine sehr lange Schnur und konnte, richtig gehandhabt, überaus laut knallen. Da ging es in tausendem Galopp bergauf, talab die verschneite Bahn mit lustigem Geklingel und Peitschengeknall und zuletzt bei der Neustädter Kirche den Berg hinunter, wo das schöne Echo hallte, und hinein in die Stadt.

Wie die Erwachsenen ihr Boston- oder Whistkränzchen an den Winterabenden hatten, das alle 8 Tage bei den befreundeten Familien umging, so hatten auch die Kinder ihr regelmäßiges Kränzchen für ihre Spiele. Besonders gern kamen sie zu Ffings, nicht nur, weil es da stets Schokolade und Zwieback gab, sondern weil sie alle die so liebe Tante Ffing innigst in ihr Herz geschlossen hatten, die sie in ihrer unbeschreiblichen Herzensgüte so sehr verzog. Auch für einen fränklichen Neffen sorgte sie in rührender und selbstloser Weise. — Man hatte damals mehr Sinn für Verwandtschaft als heute. — Es war der zweite Sohn Ludwig von dem Vogelänger Schwager Wilhelm. Dieser hatte ihn nach Bielefeld geschickt, weil er hoffte, daß seinem Sohn die dortige gesunde Luft bei dessen Lungenleiden gut tun würde, zumal er hier auch den Anschluß an die Familie seines guten Onkels hatte. Ludwig erlag jedoch seinem Leiden, kaum 17 Jahre alt, und wurde in Bielefeld begraben.

Die Bielefelder Herren, die Freimaurer oder deren Anhänger waren und sich hier zusammengesunden hatten, hatten sich auf Anregung meines Großvaters zu einem zwanglosen Kränzchen vereinigt. War es doch damals fast allgemein in der guten Gesellschaft Sitte, dem Beispiel des Königs zu folgen und Logenbrüder zu werden. Eine Loge gab es in Bielefeld noch nicht. Doch war mein Großvater schon in seinen frühern Garnisonen Logenmitglied gewesen. In Wittenberg hatte er gleichfalls ein maurisches Kränzchen gegründet und mit dessen Teilnehmern 1828 dort die Loge „Zum treuen Verein“ gestiftet. Auch Nichtmitgliedern muß der gottesfürchtige, vaterländische, königstreue, menschenfreundliche und brüderliche Ton, wie er nach den vielen Aufzeichnungen, die ich aus dem Nachlaß meines Großvaters besitze, damals in den Logen geherrscht hat, überaus imponieren. Doch hat sich die Tendenz im Lauf der Zeit etwas geändert. Jedenfalls trat mein Großvater 1851 nach nur 2jähriger Mitgliedschaft aus der Loge „Teutonia zur Weisheit“ in Potsdam

wieder aus. Gegenwärtig drängen sich mehr neue Mitglieder denn je in die Logen, doch nur wenige aus den bessern Gesellschaftskreisen. Das Interesse ist heute, der materiellen Zeitrichtung folgend, mehr ein wirtschaftliches und geselliges geworden. Ein hübsches und inhaltreiches Gedicht trug ein Herr Dehlschlager im Bielefelder maurischen Kränzchen am 14. November 1831 vor. Ich lasse die ersten Verse hier folgen:

„Scheint auch jetzt der kleine Kreis, den zu formen wir uns mühen,
Freilich noch ein schwaches Reis, das erst nur beginnt zu blühen,
So kann doch wohl mit der Zeit durch der Brüder reges Streben
In vereinter Tätigkeit dieses Reis gedeihn zum Leben
Und, als Stamm auf festem Grund, weit verbreiten seine Zweige,
Wenn aus unserm kleinen Bund nur die Eintracht nie entweiche!“

Ein außergewöhnliches Ereignis für die Bielefelder war die überraschende Ankunft der Opern- und Theatertruppe A. Obstfelder. Die allgemeine Erregung war groß, und jeder wollte gern seine Neugier befriedigen, zumal man schon für einen Guten Groschen Einlaß erhielt. Der zweite Platz kostete 4 und der erste 6 Gute Groschen, Kinder die Hälfte. In der verlockenden Ankündigung hieß es unter anderm: „Die Vorstellungen werden in dem gut geheizten Exerzierhause stattfinden, so fern dieses nicht durch die Vorstellung der Rekruten des Füsilier-Bataillons hochlöblichen 15. Infanterie-Regiments in Anspruch genommen ist. Der erste Platz wird nach Möglichkeit Stühle mit Lehnen erhalten. Es ist Sorge getragen, daß der Kronleuchter nicht dröpft und bis zum Ende der Vorstellung brennt.“ (Das war ein Sonnenreifen mit 6 Talglichtern.) „Auch ist es mir gelungen, in der Person des Herrn Müller aus Riga einen vorzüglichen Tenor und Heldenjänger zu engagieren.“ Die erste Vorstellung war „Der Freischütz“. Der so dürftige Zuschauerraum war überfüllt, und das Publikum, das die Sängerinnen und Sänger immer wieder beklatschte, sehr dankbar.

Wer ahnte damals, daß das jetzt erst wenige Jahre zählende kleine Bielefelder Mädchlein, Söphken Crüwell, dereinst als Sängerin einen Weltruf erlangen, von Kaisern und Königen beklatscht und in den Annalen der Musikgeschichte für alle Zeiten fortleben würde? Mit deren Eltern pflegten meine Großeltern einen lebhaften Verkehr, zumal sie nahe beieinander wohnten. Die Mutter sowie die sechs Kinder waren so musikalisch, daß es ein besonderes Vergnügen für die auch sehr musikliebende Pfingische Familie war, mit ihnen zu verkehren. Leider starb der Vater schon 1833, während seine 14 Jahre

jüngere Gattin ihn um 23 Jahre überlebte und das große offene Haus wie bisher fortführte.

Die Kinder beider Familien waren beinahe gleichaltrig und wuchsen zusammen auf. Von den drei Crüwellschen Töchtern war die älteste, Mathilde, ungefähr in demselben Alter wie der älteste der andern Familie, Gustav, und die jüngste, Sophie, wie mein Vater. So kam es, daß die beiden lieblichen Schwestern im Lauf der Jahre mit ihren schon früh entwickelten, auffallend schönen Stimmen sich in die Herzen der beiden Brüder hineinsangen, während sie alle noch zur Schule gingen. Diese Schülerliebe blieb in den tief empfindenden Herzen der heranwachsenden beiden Knaben fest verankert. Sobald Gustav Schulpforta verlassen hatte, trat er in Minden in das 15. Infanterie-Regiment ein und wurde bald Sekonde-Leutnant. Von hier kam er zum Besuch seiner Eltern häufig nach dem nahen Bielefeld und konnte den Verkehr mit der Crüwellschen Familie aufrecht erhalten. So kam es schon 1838 zu einem Verlöbniß zwischen ihm und seiner Jugendliebe Mathilde, deren väterliches Erbteil wohl auch ausgereicht hätte, um bald heiraten zu können.

Doch sie zögerten von einem Jahr zum andern. Paßten sie doch im Grund wenig zusammen. Beide waren etwas launenhafte Künstlernaturen. Denn Gustav besaß ebenfalls ein außergewöhnliches musikalisches Talent und komponierte sogar etwas. Auch mochte sich wohl sein Stolz dagegen aufbäumen, pekuniär sich von seiner Gattin abhängig zu wissen. Bei Mathilde regte sich vielleicht gleichfalls ein gewisser Stolz besonders auf ihre und ihrer Schwestern später schnell wachsenden gewaltigen Erfolge als Sängerinnen. Diese Launen überwogen schließlich die ursprüngliche Zuneigung, so daß die Verlobung aufgelöst wurde. Doch alte Liebe rostet nicht, und bald fanden sich beide wieder zusammen. So ging es wiederholt hin und her. Sie konnten zu keinem Entschluß kommen, weder sich zu verheiraten, noch sich endgültig zu trennen. Dazu kam, daß Gustav von Minden fort mußte und ein Kommando nach Berlin zur Kriegsschule und einige Zeit darauf als Lehrer zum Berliner Kadettenkorps, beide Male auf mehrere Jahre, erhielt.

Mein Großvater konnte in dem ihm so lieb gewordenen Bielefeld 9 glückliche Jahre verbringen. In keiner andern Garnison, weder vorher noch nachher, blieb er eine so lange, schöne Zeit und fühlte sich so heimisch und glücklich wie hier. Ende März 1839 wurde er dann nach Mainz veretzt, das damals Bundesfestung war und starke Befestigungen hatte. Er kam zum 35. Infanterie-Regiment (3. Reserve-

Regiment), als Kommandeur des 1. Bataillons. Welch ein Unterschied zwischen dem kleinstädtischen Bielefeld voll stiller Behaglichkeit und dem soviel größern Mainz mit seinem unruhigen Leben und Treiben.

Besonders groß war der Verkehr zur Zeit der Mainzer Messe, wenn die vielen auswärtigen Kaufleute und Budenbesitzer hier zusammenkamen. Viel lebhafter noch wurde der Trubel während des Karnevals, der mit echt rheinischer Harmlosigkeit und gefälligem Humor gefeiert wurde. Ein lustiges Maskengetümmel erfüllte alle Straßen und machte sich in jeder Gaststätte und allen Tanzsälen breit. Phantastische scherzhafte Schaustücke wurden durch die ganze Stadt gefahren, und Wagenzüge voller übermütiger Narren in bunter Verkleidung mit ohrenbetäubender Musik wollten kein Ende nehmen. Dazu fanden groteske Aufführungen auf öffentlichen Plätzen und im Theater statt. Da gab es z. B. „Tünchermeister Olgrün und seine Familie, ein Gemälde aus dem Mainzer Volksleben mit kräftigen Pinselstrichen in vier Anschauungen von einem hiesigen Karnevalsnarren.“ Die 3 Fastnachtstage sind offizielle Feiertage, an denen sämtliche Geschäfte und Bureaus geschlossen bleiben. Erst am Aschermittwoch wird die Alltagsarbeit, wenn auch mit schwerem Kopf und leerem Beutel, wiederaufgenommen.

Auch sonst war das Straßenbild stets ein buntes, da außer der preussischen Besatzung hier auch eine österreichische lag. Leider kam es infolge des anmaßenden Auftretens der Österreicher zwischen ihnen und der Bürgerschaft zu mehrfachen Reibereien, die zu allerhand Ausschreitungen und sogar zu Schießereien Anlaß gaben, so daß die offene Rebellion mit Gewalt unterdrückt werden mußte. Eine heilsame Lektion für die unbequemen Ausländer.

Mein Großvater hatte eine angenehme Wohnung in der Nähe der Anlagen gefunden, wo Sonntags abwechselnd die preussische und die österreichische Regimentsmusik spielten. Der gesellige Verkehr mit den Regimentskameraden, besonders mit der Familie von Schorlemer, war ein sehr reger und freundschaftlicher. Im Sommer bot die wundervolle Umgegend Gelegenheit zu herrlichen Ausflügen in die Nähe und in die Weite, bis nach Wiesbaden, wo die Vogel-sänger Töchter Elise und Bertha in Pension waren.

Sehr bequem war auch das schöne Weingut des Freiherrn von Bodelschwingh-Plettenberg, Drais, zu erreichen, das bei Eltville am Rhein liegt, der Lieblingsaufenthalt des Freiherrn. Dieser hatte früher einmal auch in Bielefeld gelebt. Dort war ihm 1809 eine

Tochter, Wilhelmine, geboren, die mit 21 Jahren den Karl Freiherrn von Plettenberg auf Mehrum ehelichte und das seltene Alter von über 90 Jahren erreichte. Bodelschwingh hatte meinen Großvater wiederholt eingeladen. Daher nahm dieser sich während der Sommerferien der Kinder Urlaub und fuhr mit seiner ganzen Familie nach Drais. Der Gutsherr war, wie schon erwähnt, ein Bruder seines Schwagers Adolf von Plettenberg. Trotz seiner 74 Jahre war er immer noch recht rüstig. Er und seine 43 Jahre jüngere, sehr liebenswürdige zweite Gattin Bertha, eine Tochter obigen Adolfs von Plettenberg und der Schwester meines Großvaters, bewillkommneten die Ankommenden auf das herzlichste. Ihr munteres 4jähriges Töchterlein, Mariechen, wurde natürlich von allen sehr verwöhnt.

Besonders groß war die Freude der Kinder meiner Großeltern. Sie durften sich in den ausgedehnten Draiser Parkanlagen an den Ufern des Rheins tummeln und spielen, soviel sie wollten. Dann war da ein niedliches ziegenbespanntes Wägelchen zum Umherkutschieren und Gelegenheit zum erfrischenden Bad in den kühlen Fluten des schnell dahingleitenden Stroms. Auch gab es größere Spaziergänge mit den Eltern hinauf auf die reichen Weinberge des alten Onkels, von wo man die schönste Fernsicht über das reizende Rheintal genoß, und weitere Wagenfahrten in die prächtige Umgebung. Wie schnell verging da die Ferienzeit für das eben erst in die Schule gekommene Mariannchen, für meinen Vater, der auch in Mainz noch die Schule besuchte, und besonders für Theodor. Dieser war in Berlin Kadett und durfte der weiten Reise wegen nur das eine Mal im Jahr nach Haus kommen und dann auch nur 14 Tage bleiben. Denn die langwierige Fahrt im schrecklichen Postwagen, die er gar nicht gut vertragen konnte, dauerte jedesmal eine ganze Woche. Wie zart und blaß sah er auch aus. War doch das Kadettenleben voller Anstrengungen und Entbehrungen. Das jüngste Brüderlein jedoch, das noch nicht 3 Jahre alte Wilhelmchen, war zu Haus geblieben, wo es vom Kindermädchen sorglich betreut wurde. Das allerjüngste der Geschwister aber, das herzige Fetzchen, kam erst im folgenden Jahr 1840 zur Welt.

Im selben Jahr wurde mein Großvater zum Oberstleutnant befördert. Den dringenden Einladungen nach Drais folgte er mit den Seinen jeden Sommer besonders gern, solange er in Mainz blieb.

In diesen Jahren stand auch mein Großvater mütterlicherseits, Karl Papin, als Hauptmann beim 38. Infanterie-Regiment (6. Reserve-Regiment) in Mainz. Hier wurde meine Mutter 1842,

wie mein Vater im Jahr zuvor, eingeseget. Nun besuchte sie ihre ersten Bälle, wo sie die österreichischen Offiziere bevorzugte, weil sie die flottessten Tänzer waren. Jedenfalls muß man letzteren nachsagen, daß sie den Damen, allerdings meist mehr als erwünscht, den Hof zu machen und gut zu tanzen verstehen. Karl Friedrich Papin war das sechste Kind des Französischen Konfistorialrats in Berlin Jacques Papin und seiner Gattin Jeannette, ältesten Tochter des bekannten Berliner Kupferstechers, Zeichners und Malers Daniel Chodowiecki¹⁾. Dieser große Meister war, obwohl er von seiten des Vaters aus Polen und von seiten der Mutter aus Frankreich stammte, ein echt deutscher, oder eigentlich der preußische Künstler. Seiner Hand gelang es, mit Zeichenstift und Radirnadel das Zeitalter Friedrichs des Großen in so vollständiger und genialer Weise festzuhalten, wie sonst keine andere Zeit dargestellt worden ist.

Die Trauung seiner Tochter Jeannette mit Jacques Papin fand im Mai 1783 unter einem blühenden Birnbaum im Garten seines Hauses in der Behrenstraße in Berlin statt. „Einige Orthodoge,“ so schrieb der Künstler seinem Freund, dem Hofmaler Anton Graff in Dresden, „wollen das nicht gutheißen. Aber es sah doch malerisch sehr schön aus.“ Unter demselben Birnbaum wurde auch die zweite Tochter Chodowieckis, Sujette, 2 Jahre darauf mit dem Französischen Prediger in Brandenburg, Jean Henry, getraut. Aus dieser Ehe ging eine Tochter Minette hervor, die den Hofrat im Preußischen Ministerium des Auswärtigen Felix du Bois-Reymond heiratete²⁾. Dieser war aus dem Fürstentum Neuchatel eingewandert und wurde der Stammvater der bekannten Familie gleichen Namens. Beide Schwiegersöhne des großen Kupferstechers, Papin wie Henry, auch der dritte Karl Lecoq, ferner die Mutter Maria Heinricha, geborene Ayer, seine Gattin Jeanne Barez und deren Mutter Jeanne Kollet entstammten alle Réfugiéfamilien. Der 3 Jahre jüngere Bruder Jean Henrys, mit Namen Jean Balthasar, war der Vater meiner Großmutter Nina Papin, geborenen Henry. Auch von der Familie dieser Großmutter habe ich einiges zu erzählen.

Ninas Vorfahr Estienne (Stephan) Henry kam als Réfugié 1685, nach Aufhebung des Edikts von Nantes, mit 26 Jahren aus seiner Vaterstadt Nîmes, von wo, wie erwähnt, auch noch andere Vorfahren von mir, nämlich die Schwiegereltern des Großkanzlers von Jarigès,

¹⁾ Vgl. „Daniel Chodowiecki“ von Wolfgang von Dettingen, Berlin 1895.

²⁾ Vgl. „Felix du Bois-Reymond“ von Eugenie Rosenberger, Berlin 1912.

Kaufmann Jacques de Vignolles und Gattin Anne Gaujjard (Boujjard) herstammten, nach Berlin. Er hatte das Färberhandwerk erlernt und verstand sich besonders auf die Seidenfärberei, die in der preussischen Hauptstadt noch wenig bekannt war. Er legte hier die erste große Seidenfärberei an. Hierzu war ihm auf sein Gesuch von der Regierung ein Stück Land an der Spree, in der noch unbebauten Gegend zwischen Wallstraße und Zinselbrücke überlassen worden. Da sein Geschäft im Lauf der Zeit mehr und mehr zunahm, mußte er bald die Gebäude seines Betriebs erweitern. Als er 1746 im hohen Alter von 87 Jahren starb, hinterließ er eine Witwe und nicht weniger als siebzehn Kinder. Nach seinem Tod, wird erzählt, wurde die Witwe von dem Französischen Prediger Lenfant besucht, doch blieb sie in ihrer Verzweiflung den üblichen Trostworten des Geistlichen unzugänglich. Dies dachte der Pastor zu entschuldigen und sagte: „Sicherlich ist der Verlust des Gatten eine schreckliche Prüfung für eine Mutter von sieben Kindern.“ „Wie?“ rief sie zornig, „Sieben, Herr Pastor! Sie glauben es wohl nicht? Siebzehn, siebzehn! Nicht eins weniger.“ — „O mein Gott, Madame! Siebzehn! Da muß ich schweigen,“ entgegnete kleinlaut der Seelsorger. Sehr groß können übrigens die Sorgen der Witwe nicht gewesen sein, da die Kinder meist Stiefkinder von ihr waren und schon fast alle auf eigenen Füßen standen.

Ein Sohn von Estienne und seiner Gattin Jeanne Elisabeth Barbot, Jacques, übernahm nun die Färberei. Doch starb dieser schon 8 Jahre darauf, erst 47 Jahre alt. Jetzt leitete seine Witwe Anne Marie, geborene Wagnon, mit kluger Umsicht und großem Fleiß den ausgedehnten Betrieb. Das Geschäft nahm einen bedeutenden Aufschwung, und so konnte sie ihren vier Söhnen eine gute Erziehung zuteil werden lassen. Allgemein geschätzt wurde sie wegen ihrer vorzüglichen Charaktereigenschaften, ihrer Heiterkeit und Liebenswürdigkeit im Umgang mit jedermann. Als sie 1765 mit 59 Jahren das Zeitliche segnete, erhielten ihre Söhne Estienne und Daniel die Färberei, während sie ihren zweiten Sohn, Pierre, hatte Goldschmied werden lassen. Letzterer hatte Jeanne Marie Cabanis geheiratet, die ebenfalls einer Färberfamilie entstammte. Sein Geschäft lag in Berlin am Schloßplatz.

Hier erblickte unser Jean Balthasar am 24. Juni 1764 das Licht der Welt. Seine Gespielen waren sein Bruder Jean und eine Schwester Manette. Schöne Spielplätze hatten die Kinder auf den geräumigen Höfen der Färberei und am Ufer der Spree. Hier war es ein be-

sonderes Vergnügen für sie, auf einem der Bretterstege, die weit in die Spree hineingebaut waren, hinauszulaufen bis dahin, wo die rohen und die gefärbten Seidenlagen gespült wurden.

Trotz sehr bescheidener Verhältnisse pflegten die Eltern einen anregenden Verkehr mit bedeutenden Männern, wie den Malern Friisch und Falbe, dem Verlagsbuchhändler Mylius und besonders mit dem bekannten Schriftsteller und Buchhändler Friedrich Nicolai nebst Gattin, in deren Haus in der Brüderstraße sie mit Moses Mendelssohn, dem Philosophen Johann August Eberhard und manchen andern zusammenkamen. Am meisten beliebt waren indessen die innerhalb der großen Verwandtschaft stattfindenden Familienabende, von denen der Weg oft bei Sturm und Schneetreiben durch die dunklen, engen Gassen, nur von einer vorangetragenen Stocklaterne kümmerlich beleuchtet, erst spät heimwärts führte.

Besonders lustig verlief ein Sylvesterabend, wo die Verwandten sich im Haus des Goldschmieds am Schloßplatz versammelt hatten. Man war sehr vergnügt und beschloß, das neue Jahr am alten, noch recht primitiven Brandenburger Thor, wie wir es durch Chodowieckis Kupfer¹⁾ kennen, zu begrüßen. Die ganze Gesellschaft mit samt den Kindern fuhr, in zwei Droschken verpackt, dorthin. Wer drinnen nicht Platz fand, kam auf den Kutcherbock. Vater Pierre rief in launiger Weise, als Nachtwächter, das neue Jahr aus. Am Tore angelangt, sang und tanzte man in der Runde. Doch fehlte es an geeigneter Musik. „Onkel Daniel muß uns auf seiner Violine aufspielen!“ hieß es, und man fuhr zur Färberei nach der Injelbrücke, um ihn zu wecken. Es hielt sehr schwer, den guten Onkel aus den Federn zu bringen. Als er endlich in Schlafrock und Zipselmütze am Fenster erschien, und ihm zugerufen wurde, er solle zum Tanz spielen, nahm er halb lachend, halb ärgerlich, seine Geige zur Hand, und unten auf der Straße tanzte man voller Herzenslust nach seinen muntern Weisen. Schon schlug es eins, als man nach Haus kam. Ehe man zur Ruhe ging, mußten noch die Papilloten gewickelt werden.

Von Ausschlafen war jedoch keine Rede. Um 6 Uhr andern Morgens erschien schon der Frijeur, um die Loupets und Locken zurecht zu machen, der Mutter bei ihrer umfangreichen, hohen Frisur zu helfen, dem Vater und den Knaben die Zöpfe in Ordnung zu bringen und bei allen die Haare zu pudern. Dann mußte man sich beeilen, zur

¹⁾ Vgl. „Daniel Chodowieckis sämtliche Kupferstiche“ von Wilhelm Engelmann, Leipzig 1857.

Großmutter Elisabeth Cabanis, geborenen Grand, zu kommen. Hier versammelten sich alle ihre Kinder und Enkelkinder, um ihr Glück zu wünschen und sich an der bereitstehenden Kaffeetafel gütlich zu tun. Nach dem Frühstück gingen alle in die Werdersche Kirche, wo sie der schon erwähnte Französische Prediger Jean Pierre Erman zu Tränen zu rühren verstand. Nun waren noch mehrere Gratulationsbesuche abzustatten, bis man sich endlich zu Haus am wohlverdienten festlichen Schweinebraten delectieren konnte.

Zu den größten Festtagen für die Berliner zählten die großen Revuen, die Friedrich der Große am 21. Mai und 24. September abzuhalten pflegte. Da stellten sich, bei der Frühjahrsparade vor 4 Uhr morgens, die Verwandten und Freunde in der Wohnung des Goldschmieds ein, um das großartige Schauspiel aus nächster Nähe zu genießen. Mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen zogen die Regimenter auch schon heran und nahmen auf dem Schloßplatz Aufstellung. Schlag 4 Uhr erschien der König, mit dem Krückstock in der Hand, begleitet von einem glänzenden Gefolge von Prinzen und Generälen, und stieg zu Pferd. Nun ritt er allein die Linien langsam hinunter, wobei er zuweilen an die Offiziere kritische Bemerkungen richtete. Ein unbergessliches Bild, das durch die bekannte Radierung Chodowieckis verewigt worden ist. Dann befehligte er selbst mit weithin schallender Stimme die Exercitien und einen Bajonettangriff. Schließlich ließ er, von seinem Gefolge umgeben, das Ganze vorbeidefilieren und die Linden entlang abmarschieren. War die letzte Compagnie vorüber, setzte er sich mit seinem Gefolge in Galopp, um durch die Werderschen Mühlen die Friedrichstraße zu erreichen. Hier stellte er sich an die Spitze seiner Gardes und führte sie zum Manöver auf das Tempelhofer Feld, von wo sie noch vor Eintritt der Mittagshize zurückkehrten.

Bei einer dieser Revuen begann es in heftigen Strömen zu regnen, gerade als die Truppen in der Frühe heranmarschierten. Da der Regen nicht aufhören wollte, sprengten einige Adjutanten aus dem Schloß und brachten den Regimentern den Befehl, in den nächsten Häusern Schutz zu suchen. Jetzt sah man von der Henryschen Wohnung aus den Alten Fritz in seinem gegenüberliegenden Arbeitszimmer, Flöte spielend, auf und abgehen und zwischendurch nach dem Himmel sehen, ob der Regen noch nicht nachlasse und er die Revue abhalten könne.

Das Geschäft des Goldschmieds Pierre Henry war im Lauf der Zeit immer mehr zurückgegangen. Dazu kamen unerwartete Schicksals-

schläge, und es bedurfte des ganzen Gottvertrauens und der heitern Natur des Ehepaars, sich aufrechtzuerhalten. Um das Unglück voll zu machen, starb Pierre 1775 nach kurzer Krankheit, erst 44 Jahre alt. Seine Witwe, die noch die drei jugendlichen Kinder zu versorgen hatte, gab sich alle erdenkliche Mühe, das Geschäft weiter zu führen. Doch war die Schuldenlast zu groß, so daß sie liquidieren mußte. Nun sah sie sich sogar genötigt, ihren Haushalt aufzulösen und eine Stellung als Wirtschafterin anzunehmen.

Um die drei Kinder bemühte sich der treffliche Erman. Er sorgte dafür, daß Jean studieren konnte, Rannette in das Französische Waisenhaus kam und der reiche Onkel Grand sich Jean Balthasars annahm. Der Onkel ließ seinen Schutzbefohlenen nur noch kurze Zeit das Französische Gymnasium besuchen und dann in das Geschäft des Großkaufmanns Börger eintreten. Hier erwarb er sich bald durch Tüchtigkeit und emsigen Fleiß die volle Zufriedenheit seines Chefs. Er war nicht auf den Kopf gefallen, obwohl er als kleines Kind aus dem zweiten Stock des Elternhauses hinabgestürzt war. Nach wenigen Jahren schon schickte man ihn auf Geschäftsreisen, besonders nach Elbing.

Standen ihm auch, wie wir wissen, nicht die geringsten Mittel zur Verfügung, so war er doch ein ungemein gewandter, kluger, lebhafter, liebenswürdiger und hübscher junger Mann. Und so machte er hier sein Glück, als er die auffallend schöne, erst 17 Jahre alte Marie Elisabeth, Tochter des reichen Elbinger Kaufmanns Christian Friedrich Silber und seiner Gattin Marie Elisabeth Fromme, die beide aus alten streng protestantischen Familien stammten, kennen lernte. Der Vater willigte in eine Verbindung unter der Bedingung ein, daß Jean Balthasar in Elbing bliebe. Die Hochzeit fand 1784 statt. Fast 14 Jahre weilte Henry in dieser Stadt und erhielt für seine erfolgreiche Tätigkeit als Großkaufmann den Titel eines Kommerzienrats. Seine Ehe wurde hier mit fünf Kindern gesegnet, abgesehen von weitem fünf, die frühzeitig starben. Das vierte war Nina, meine Großmutter. Ihr eigenartiger Name Nina, eigentlich Ninja, bedeutet im Spanischen „Alleine“, hat also dieselbe Bedeutung wie Paula. Sie war 1795 geboren und nahm an all den merkwürdigen Reisen ihres Vaters teil, ehe sie den Premier-Leutnant Papin heiratete.

Durch seine Verbindungen bei der Französischen Kolonie in Berlin erhielt Jean Balthasar 1798 den Posten eines Kommerzagenten in Paris. Hier verstand er es, auch recht vorteilhafte Privatgeschäfte zu machen. Nach einem 6jährigen Aufenthalt in der SeineStadt

kehrte er mit seiner Familie, die sich inzwischen noch um zwei Töchter vermehrt hatte, nach Berlin zurück. Erst jetzt konnten diese beiden jüngsten nachträglich getauft werden, da es in jenen Zeiten hierzu in der französischen Hauptstadt keine Gelegenheit gab. Auch konnte er seine hochbetagte Mutter, die jetzt in Potsdam lebte und für die er dauernd sorgte, noch einmal in seine Arme schließen. Vor allem aber bewarb er sich in Berlin um einen Posten bei der Preussischen Gesandtschaft in Madrid. Hier handelte es sich hauptsächlich um Aufbesserung des schlesischen und westfälischen, besonders auch des Bielefelder Leinwandhandels in Spanien und seinen Kolonien. War doch damals Leinwand der Hauptexportartikel Preußens und brachte fast 5 Millionen Thaler jährlich. Nun wurde Henry in der Tat zum Legationssekretär und Konsul in Madrid ernannt.

Inzwischen war die Nachricht angelangt, daß der preussische Gesandte am spanischen Hof, Major von Guaitieri, dort plötzlich gestorben war. Ein Glückszufall für Henry. Denn nun wurde er gleichzeitig mit dem Posten eines Geschäftsträgers betraut und gelangte damit auf einmal zu einem der wichtigsten diplomatischen Posten Preußens. Anfang Juli 1805 setzte sich seine Karawane, bestehend aus neun Personen, da ihn seine Frau und sieben Kinder begleiteten, in Bewegung und kam, nach einem Aufenthalt von 3 Wochen in Paris, endlich Mitte September in Madrid an. Trotz großer Hitze, schlechter Fahrgelegenheiten und übelster Unterkunft unterwegs waren alle gesund geblieben. An Reisekosten liquidirte er nicht weniger als 4225 Thaler, die ihm die Legationskasse auch zurückerstattete. Sein Beglaubigungsschreiben überreichte er im Escorial dem König Karl IV. persönlich, der ihm dieselben Vergünstigungen gewährte wie einem Gesandten. Der Haupterfolg seiner Mission war der Abschluß eines recht vorteilhaften Handelsvertrags zwischen Preußen und Spanien nebst dessen Kolonien. Dieser wurde am 22. April 1806 unterzeichnet, konnte aber, infolge der völligen Niederwerfung unsers Vaterlands durch Napoleon, nicht ratifiziert werden. Schon 1808 erging es auch Spanien nicht besser, und es wurde von dem großen Eroberer sogar annektiert. Damit war auch die Mission Henrys beendet.

Stand es auch mit dem eigenen Vaterland jetzt so schlecht wie möglich, unserm Henry ging es ausgezeichnet. Er hatte sich im Ausland ein großes Vermögen zusammengebracht. Auch seine Familie hatte noch einen Zuwachs erhalten. Es war ihm in Madrid das achte und letzte Kind geboren worden. Da es in dem völlig katho-

lischen Land keinen protestantischen Geistlichen gab, konnte auch dies Kind erst nach Jahr und Tag in Berlin getauft werden.

Nachdem sich Henry eine Zeitlang in der preußischen Hauptstadt über die Handelsverhältnisse des unter dem Joch des französischen Ufurpators seufzenden Vaterlands orientiert hatte, ging er mit seiner Familie nach Königsberg i. Pr. Hier machte er mit Umgehung der von Napoleon angeordneten Kontinental Sperre wiederum sehr umfangreiche und recht einträgliche Geschäfte mit Kolonialwaren über Rußland. So nahm sein Reichthum mehr und mehr zu. Als er nach Berlin zurückgekehrt war, wurde er zum Geheimen Kommerzienrat ernannt. Jetzt legte er sein großes Vermögen sehr vorteilhaft in Grundbesitz an. Im Osten von Berlin, auf dem Weg nach den Rüdersdorfer Kalkbergen, kaufte er drei große Güter, Bollensdorf, Frederzdorf und Vogelisdorf. Bald darauf 1811 erwarb er das schönste Gut in der Umgegend von Berlin, Saktow, mit Schloß und Park vom Kammerherrn Grafen von Haejeler, der auch Besitzer obiger drei Güter gewesen war. Doch war es ihm noch nicht einmal 2 Jahre lang vergönnt, sich dieses herrlichen Besitzes zu erfreuen. Da starb er, erst 49 Jahre alt.

Aus der glücklichen Verbindung dieses schon in der vierten Generation gut preußischen königstreuen, aber raffereinen Franzosen mit einer Norddeutschen entstammt eine große Anzahl heute noch lebender Nachkommen. Auch sonst finden sich (nicht nur in diesen Familiengeschichten) in den meisten andern alten deutschen Familien jeden Standes, wenn man nur weit genug auf die Vorfahren zurückgeht, glückliche Verbindungen mit eingewanderten Franzosen und Französinen. Wie glücklich wäre da doch auch eine freundschaftliche Verbindung der beiden so vielfach verschwägerten Länder Frankreich und Deutschland! — Ausführlicheres über Jean Balthazar Henry und seine Nachkommen findet sich in meinem Aufsatz „Saktow“ in den „Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins“, Heft 2 und 3 von 1931.

Henrys Schwiegersohn Karl Papin, mein Großvater, wurde 1844 aus Mainz nach Saarlouis zum 30. Landwehr-Regiment versetzt und gleichzeitig zum Major befördert. Mein anderer Großvater dagegen bekam bereits Mitte Januar 1843 seine Versetzung und Beförderung, wengleich seine Familie lieber noch länger im goldenen Mainz geblieben wäre. Er kam nach Posen, das seit 1815 wieder zu Preußen gehörte. Hier wurde er Kommandeur des 19. Infanterie-Regiments und 2 Monate später Oberst. Aber welsch ein Weg von einem Ende

Preußens zum andern, immer noch ohne Eisenbahn, abgefahren von der einen neuen ganz kurzen Strecke zwischen Magdeburg und Berlin, noch dazu mitten im Winter.

Es war wirklich keine Annehmlichkeit. All die schönen, neuen Möbel mußten nun wieder verkauft werden, möglichst unter der Hand, was doch mit etwas geringerem Verlust geschehen konnte als auf einer Auktion. Zuvor wurde ein Zimmer für meinen damals 17-jährigen Vater ausmöbliert, der allein zurückbleiben sollte. Zweimal verfeßt, jagte man, war so schlimm, wie einmal abgebrannt, aber ohne Versicherung. Dann kamen all die notwendigen Abschiedsbesuche, auch beim sehr lebenswürdigen Landgrafen von Hessen. Weniger lebenswürdig war der bisherige Chef meines Großvaters, General von Kelleben, mit dem er sich zwar schlecht genug gestanden hatte, aber doch immer leidlich ausgekommen war. Das Offiziercorps dagegen hatte beschlossen, ihm ein besonderes Abschiedsfest zu geben, das ausnahmsweise im „Europäischen Hof“ stattfand, während sonst ähnliche Festmahle in den Militärkasinos gegeben wurden. „Durch seinen ehrenvollen Charakter“ hieß es bei dieser Gelegenheit in der Frankfurter Zeitung, „hat er sich unter allen Ständen viele Freunde erworben. Die allgemeine Mithänglichkeit, welche sich dem Scheidenden kundtat, und die Wünsche für sein ferneres Wohlergehen rührten ihn tief.“

Es war Mitte Februar und bitter kalt, als der große, plumpe Reijewagen sich in Bewegung setzte. Zunächst ging es, allerdings mit einem Umweg, nach Bielefeld, um die vielen, guten alten Freunde und Bekannten wiederzusehen. Man kam nur langsam vorwärts. Denn der unformige Wagen war schwer beladen. Draußen 2 Kieienkoffer, einer hinten, der andere auf dem Kutscherbock. Drinnen die Eltern mit den drei jüngsten Kindern und einem Kanarienvogel, den Wilhelmchen nicht missen wollte, dazu das alte, treue Kindermädchen. Sie hieß Luise Stufenbrock und stammte aus Lemgo. Schon von Bielefeld aus war sie mit nach Mainz gekommen und freute sich nun darauf, in ihrer Heimat die Mutter und andere Verwandte begrüßen zu können. Doch mußte man vorerst viel Geduld haben. Denn der Schnee lag hoch, daß die Räder knirschten. Der schwere Wagen schwankte ächzend, und die Zusätze wurden beständig hin- und hergeworfen. Auch der Aufenthalt zu Mittag und zu Nacht war nichts weniger als behaglich. Ausgefärrtete Zimmer und langes Warten, bis endlich das becheidene Essen aufgetragen wurde, und dann die eiskalten, unbequemen Betten. Zu Bielefeld wurde 2 Tage

bei der lieben alten Majorin von Below gerastet. Sie wurde von ihrer Tochter, der Tante Tulla, sorglich gepflegt, bis zu ihrem Tod am Neujahrstag 1848. Besonders herzlich war auch das Wiedersehen bei den Crüwells. Dann ging es weiter. Als gutes Mittel gegen das Übelsein bei dem fürchterlichen unaufhörlichen Gestuck und Geschüttel des schaukelnden, klirrenden Wagens galt ein mit Rum getränktes Löschblatt, auf den Magen gelegt. Doch half auch dies nicht, am wenigsten bei den Kindern. Der Kutscher nahm den Rum inwendig statt auswendig mit, wie es schien, besserem Erfolg.

Auch in Magdeburg, wo die Reisenden 3 Tage verweilten, gab es viele alte Bekannte aufzusuchen, besonders auch den einzigen hier noch lebenden Verwandten meiner Großmutter, ihren 76-jährigen Onkel, den Medizinalrat Dr. Voigtel. Mit großer Spannung und bei den Kindern mit einigem Zittern und Zagen wurde hier der merkwürdige, noch nie gesehene, ganz unheimlich qualmende Eisenbahnzug bestiegen. Wie wunderbar schnell und bequem kam man damit aber vorwärts. Die Gegend draußen schien vorüberzuliegen. Auf dem Bahnhof in Berlin warteten schon Gustav, der jetzt als Erzieher zum Berliner Kadettenkorps kommandiert war und sich freute, von seiner Braut Mathilde Crüwell in Bielefeld die herzlichsten Grüße ausgerichtet zu bekommen, sowie Bruder Theodor und Albertchen Einecke, der hier ebenfalls Kadett war. Da durch den Finowkanal schon damals ein bequemer Wasserweg für Lastkähne von Berlin bis nach Posen vorhanden war, wurden hier die Möbel für die neue Garnison bestellt und dann die Weiterreise angetreten.

Unterwegs waren jetzt die Gasthäuser sehr viel weniger einladend und äußerst schmutzig. Um so froher waren alle, als sie endlich in Posen ankamen und behaglich durchwärmte Zimmer vorfanden. Man soll jedoch den Tag nicht vor dem Abend loben. Der eine von den so gut geheizten Öfen stand nämlich innerhalb der Wand, die das Wohnzimmer von einer mit allerlei Gerümpel angefüllten Kammer trennte, und mußte von dieser aus geheizt werden. Da war ein Funken herausgefallen und hatte einen Brand verursacht, der schnell um sich griff. Schon hörte man im Wohnzimmer das verdächtige Knistern, auch schwelte schon dicker Qualm durch die Kammertür. Der Schreck war groß. Doch wurde sofort die Wache alarmiert und das Feuer bald gelöscht. Glücklicherweise wohnten im selben Haus andere Offiziersfamilien, die den neuen Kommandeur nebst Gattin sowie die Kinder, die schon zu Bett gegangen waren, für diese Nacht gern bei sich aufnahmen. Die nun so ungemütliche, verräucherte

Wohnung war nur solange gemietet, wie die Möbel unterwegs waren. Erst als diese angekommen waren, konnte die eigentliche Wohnung, die in der Neustadt lag, bezogen werden.

In den Sommerferien kam auch Theodor wieder ins Elternhaus. Doch war es das letzte Mal. Er starb wenige Wochen nach seiner Rückkehr ins Berliner Kadettenhaus an der Ruhr. Sobald die Mutter von seiner Erkrankung Nachricht erhielt, machte sie sich eilends auf den Weg nach Berlin. Doch als sie ankam, legte man ihn gerade in den Sarg. Er war erst 16 Jahre alt und sehr talentvoll. Vor allem zeichnete und malte er ganz vorzüglich. Überall hatte er sich beliebt zu machen gewußt. Besonders schwer traf auch meinen Vater der Verlust seines Lieblingsbruders.

Auch sonst hatte mein Großvater in der neuen Garnison viel Schweres durchzumachen. Er erkrankte ebenfalls. Die Fieberluft, die aus den mit übelriechendem stagnierendem Wasser angefüllten Festungsgräben aufstieg, brachte ihm die Malaria, die jedes Jahr wiederkehrte. Auch machte ihm ein Leberleiden viel zu schaffen. Zwar tat ihm jeden Sommer die Kur in Marienbad gut, doch war die Besserung nicht von langer Dauer. Dazu blieben mancherlei Unannehmlichkeiten in der fast gänzlich polnischen Stadt nicht aus. Selbst in seinem Regiment hatte er manchen Ärger, zumal er einige Offiziere hatte, die an Lebens- und Dienstjahren älter waren als er. Schließlich warf ihn ein schwerer Grippeanfall vollends auf das Krankenlager. Infolge dieser beständig sich wiederholenden Erkrankungen sah er sich gezwungen, als er kaum erst 3 Jahre in Posen weilte, seinen Abschied einzureichen. Viel Schwierigkeiten machten ihm noch in den letzten Monaten seiner Dienstzeit die polnischen Unruhen. Es gärte überall. Man rebellierte gegen die Fremdherrschaft. Die Landbevölkerung hatte sich mit Senfen bewaffnet und schon auf die Stadt in Bewegung gesetzt. Deshalb wurde die Garnison in Posen mobil gemacht, Kanonen auf den Straßen und Plätzen aufgeföhren und alles für einen Überfall in Bereitschaft gesetzt. Im Juli 1845 und im März des folgenden Jahrs kam es auch zu wiederholten Tumulten, die das Eingreifen des Militärs nötig machten. Mein Großvater geriet dabei noch einmal in nicht geringe Gefahr.

VII. Meinhard's Pensionierung und Verwandtenreise

Im Frühjahr 1846 wurde meinem Großvater seinem Antrag gemäß der Abschied mit Pension bewilligt. Gleichzeitig erhielt er den Charakter als Generalmajor. Er war erst 55 Jahre alt. Sein Dienstalter zählte 41 Jahre, die oldenburgische und französische Dienstzeit von mehr als 5 Jahren miteingerechnet. Von ganzem Herzen war er jetzt froh, den bunten Rock oder, wie er sich gern ausdrückte, die Zwangsjacke ausziehen zu dürfen. Zwar hatte er stets seine Pflicht und Schuldigkeit als Soldat gewissenhaft getan, doch wäre ihm ein Posten als Beamter lieber gewesen. Schon in seinen jungen Jahren hatte er sich mehrfach, aber immer vergeblich, um eine Zivilanstellung bemüht. Dazu kam die schwere Verwundung, die er bei Ligny erlitten hatte und die ihm noch Jahr und Tag zu schaffen machte. Wohl verlebte er die angenehmsten Jahre als Major bei der Landwehr in Bielefeld. Um so schwerer dagegen war für ihn die Posener Zeit gewesen. Wie unendlich glücklich fühlte er sich daher jetzt als freier Mann, los und ledig jeden Zwanges, der ihm oft schwer genug geworden war. War auch die Pension, selbst die der höhern Offiziere, damals nicht groß, so waren seine Bedürfnisse auch nur gering. Am wohlsten fühlte er sich draußen in der freien schönen Gottesnatur. Das entsprach seinen Neigungen, und das brauchte er gleichzeitig zur Wiederherstellung seiner Gesundheit.

Hierzu schien dem großen Naturfreund als Wohnort das schöne stille Potsdam mit seinen unvergleichlichen Parkanlagen und seiner nicht minder prächtigen weitem Umgebung, die durch die großen blauen Havelseen anmutig belebt wird, besonders geeignet, zumal sich hier auch schon viele von seinen frühern Kameraden zur Ruhe gesetzt hatten. Für die Reise von Posen hierher war er nur in Sorge, ob er durch das unruhige polnische Aufstandsgebiet mit den Seinen glücklich hindurchkommen werde. Doch ging alles gut. Bis die Möbel von Posen auf dem langen Weg zu Wasser erst nach vielen Wochen anlangten, unternahm er mit seiner Gattin eine Reise nach Westfalen und dem Rheinland, um all die lieben Verwandten wiederzusehen. Überall wurde er auf das herzlichste bewillkommenet und aufgenommen. Was gab es da doch soviel Neues zu erzählen und alte Erinnerungen aufzustrichen. Nirgends wollte man ihn sobald wieder fortlassen. Endlich kehrte er nach Potsdam zurück. Sein neues Heim hatte er



Meinhard von Zing
Generalmajor s. D.
geboren am 21. Juli 1790 in Emden
gestorben am 27. Juli 1861 in Potsdam

in der Mamonstraße aufgeschlagen, wo das schöne Glockenspiel der ehrwürdigen Garnisonkirche melodisch herüberklang.

Nach einem Jahr zog er jedoch in das stillere etwas entlegene Haus am Kanal Nr. 1a, damals schon ein altes Gebäude, das mit seinem interessanten, altertümlichen Treppenvorbau heute noch steht. Hier wurde er bald wieder völlig gesund bei seinen regelmäßigen Spaziergängen und weitem Ausflügen in die herrliche Natur rings umher. Sonntags ging oder fuhr er gern mit der ganzen Familie nach dem reizenden, von weiten Seen umspülten Sackrow zum Gottesdienst, den auch Friedrich Wilhelm IV. fast stets besuchte. Hier hatte dieser die erst 1844 eingeweihte, überaus malerische Heilandskirche am Jungfernjee erbauen lassen, das köstlichste Schmuckstück in der ganzen Umgebung von Berlin. Die meisten Kirchenbesucher kamen, ebenso wie der Hof, während der schönen Jahreszeit auf Segel- oder Ruderbooten von Potsdam herüber, was ein hübsches Bild gewährte. Damals war in Sackrow ein besonderer Schloßkaplan angestellt. Auch fanden hier häufig Kirchenkonzerte statt.

Dann kamen die Märztage von 1848. Prinz Wilhelm hatte vor der Wut der Barrikadenleute, die ihm fälschlich vorwarfen, er hätte den Befehl zum Schießen gegen sie gegeben, Hals über Kopf aus Berlin fliehen müssen und verlebte seinen Geburtstag in aller Verborgenheit auf der Pfaueninsel. Darauf setzte er seine Flucht, nur von einem Major Dbrichs begleitet, beide in geschickter Verkleidung, nach England fort. Da kam gegen Mitte Mai ein vertrauter Freund meines Großvaters, Major Laue, mit seiner Gattin zu diesem in das stille Haus am Kanal in Potsdam zu ganz geheimen Besprechungen. Laue war am 11. Mai an Stelle des Majors Grafen von Königs-
mark zum ersten Adjutanten des Prinzen von Preußen ernannt worden und hatte gleichzeitig den Befehl erhalten, nach England zu reisen, um dem Prinzen die Aufforderung des Königs zur Rückkehr in das Vaterland zu überbringen und ihn nach Berlin zu begleiten. Laue war zu meinem Großvater gekommen, um sich Ratschläge für diese verantwortungsvolle Reise einzuholen. Auch bat er ihn, seine Gattin während seiner Abwesenheit bei sich aufzunehmen. Alles verlief dann auch glücklich.

Als Mariannchen, die ältere der beiden Töchter meines Großvaters, mit ihren 17 Jahren ein recht hübsches freies Mädchen geworden war, sollte sie 1850 auf eine neue Verwandtenreise der Eltern mitgenommen werden, ebenso eine entfernte Verwandte, die gleichfalls hübsche junge Amelie Bauermann, die aus London zum Besuch

nach Potsdam gekommen war, um deutsch zu lernen. Jetzt war eine Reise nach dem Rheinland nicht mehr so langwierig und zermürbend wie früher. Denn es gab die Eisenbahn. Da fuhr man über Potsdam, Magdeburg, Braunschweig, Minden und Bielefeld nach Köln. Der Fahrpreis war um ein Drittel höher als gegenwärtig. Doch würde uns heute eine solche Fahrt recht unbequem und anstrengend vorkommen. Denn man war mit dem einzigen Kurierzug, der am Tag auf dieser Strecke verkehrte, 17 Stunden unterwegs. Bequemlichkeiten gab es im Zug keinerlei, dafür um so längern Aufenthalt auf den einzelnen Stationen. Von Durchgangs-, Speise- und Schlafwagen garnicht zu reden. Man war ja damals, auch was die sonstige Lebensführung anbelangt, in jeder Beziehung sehr viel bescheidener, anspruchsloser und zufriedener als jetzt.

Der erste Besuch auf dieser Reise galt den Bekannten in Bielefeld und dann vor allem den Verwandten in Vogelsang, wo ein fröhliches Wiedersehen gefeiert wurde. Der Onkel Wilhelm hatte sich, nachdem seine erste Gattin Maria, geborene von Manger, leider schon 1838 gestorben war, zum zweiten Mal mit Helene Kalle verheiratet. Dieje verstand sich vortrefflich auf die Wirtschaft und konnte ihrem Gatten überall geschickt an die Hand gehen, der ein außerordentlich praktischer Mann war. Als sie später erkrankte, kam ihre Zwillingsschwester Pauline, die ebenfalls sehr tüchtig war, zu ihrer Pflege ins Haus. Doch wurde Helene nicht wieder gesund und starb 1859. Nun heiratete ihr Gatte zum dritten Mal und zwar ihre Schwester Pauline. Seine drei Frauen waren alle im selben Jahr 1792 geboren. Kinder hatte er nur aus der ersten Ehe: August, Elix und Bertha.

August, der schon über 30 Jahre alt, aber noch unverheiratet war, hatte nichts Eiligeres zu tun, als sich in Amelie Bauermann zu verlieben. Sein Vater aber mochte von einer Verbindung mit einem Mädchen nichts wissen, das zwar viele Reize hatte, aber nichts verstand, als sich hübsch anzuziehen, etwas zu zeichnen und im Schaukelstuhl Romane zu lesen. Er wünschte eine praktische Frau für den künftigen Besitzer von Vogelsang. So reiste Fräulein Amelie, der dies peinlich wurde, bald ab. August aber schenkte nun seine ganze Aufmerksamkeit seiner Base Marianne, die im Gegenjag zu Amelie sehr lebhaft, geschickt und rührig war. Doch schien der Altersunterschied zu groß, und es blieb bei guter Freundschaft. Er heiratete erst 4 Jahre danach eine hübsche kleine Holländerin aus Gröningen, unter deren Pantoffel er schon bald kam. Es war Bertha Wyckers, eine Verwandte seiner Großmutter gleichen Namens.

Dieser Ehe entsprossen drei Töchter: Cornelia, die aus ihrer Ehe mit dem Hauptmann Ernst Kern einen Sohn hinterlassen hat, dann Helene, die, als Witwe des Premier-Leutnants Franz Meyerhoff, mit ihrem Sohn heute noch auf Vogelshang lebt, das inzwischen Familienstift geworden ist, und endlich Paula, die mit ihrem Gatten, dem schweizerischen Kunstmaler Arnold Baur, und einem Adoptivtöchterchen in Fürstfeldbruck bei München in ihrem von schönem Garten umgebenen Landhaus wohnt. Paula, die heute über 70 Jahre zählt, habe ich immer bewundert. Sie hat, da sie kein eigenes Kind besitzt, eine Kriegswaise adoptiert und mit großer Liebe und Aufopferung trotz beschränktester Verhältnisse groß gezogen. Auch habe ich selten jemand kennen gelernt, der wie sie, als Künstlerin, Hausfrau, Gartenbesorgerin und Erzieherin gleichzeitig in ihrem Heim ohne jede fremde Hilfe mit so fleißiger Hingabe tätig ist.

Die erste Schwester des Vogelshanger August, Elise, verheiratete sich mit Wilhelm, dem zweiten Sohn ihres Onkels Andreas von Jjing. Wilhelm war oldenburgischer Leutnant gewesen und hatte sich dann als Schriftsteller hervorgetan. Besonders günstig wurde sein Drama „Robespierre“, das am Hoftheater zu Braunschweig seine Erstaufführung erlebte, kritisiert. Da heißt es unter anderm: „Das Werk ist nach dem Urteil aller Kenner eine der bedeutendsten Erscheinungen der neueren Zeit. Die Charaktere sind meisterhaft gezeichnet. Die Diktion, eine edle Prosa, ist schwungvoll und schön ohne allen exzentrischen Bombast. Das Pathos der Liebe, als Lichtbild in diesem düsteren Parteienkampfe, ist so überraschend, so ideal eingewebt, daß es von wahrhaft dichterischer Begabung zeugt. Dabei erscheint das Ganze, bei aller Prägnanz, bei aller psychologischen Tiefe so zwang- und mühelos hingegossen und liegt vor uns, als eine wahrhaft dichterische Geburt. Werfen wir einen Blick auf den Bau des Ganzen, der der Bühnenform vollkommen entspricht, so müßte alles trügen, oder im Verfasser des „Robespierre“ leuchtet ein Stern auf am dramatischen Himmel, und wir Braunschweiger sind erfreut, zuerst diese interessante Erscheinung von der Bühne herab begrüßt zu haben.“ Auch in Hannover wurden Dramen von ihm mit Erfolg aufgeführt.

Seine Tochter, die schöne goldblonde Marie, heiratete den reichen Geheimen Kommerzienrat Georg von Cölln in Hannover, Inhaber des bekannten Cijngroßgeschäfts, das seinen Namen trägt, einer Weltfirma, die über 70 Beamte und mehrere hundert Arbeiter beschäftigte. Dessen Familie stammt aus der Stadt Lüneburg, wo

sich seine Vorfahren bis ins 15. Jahrhundert nachweisen lassen. Ihr wurde 1645 der Reichsadel verliehen. Später, von 1800 ab, war sie in Bevenjen im Lüneburgüchen ansässig. Der Ehe der Geheimen Kommerzienrätin entsprossen neun auffallend schöne blonde Kinder. Von ihnen leben heute noch sechs: Hans, Anna, Marie, Armin, Elisabeth und Margarethe.

Der älteste, Hans, sollte auf des Vaters Wunsch das gewaltige Geschäft übernehmen. Er fand es jedoch schöner, in dem kleinen schlesischen Nest Namslau, das Spötter auch Namenslos nennen, als Leutnant die doch so wunderschöne, blaue Dragoneruniform spazierenzutragen, um sich von kleinen Bürgermädchen und Dienstmägden anstaunen zu lassen, als in Hannover Inhaber der bekannten großen Firma und hiermit zugleich General über Hunderte von Untergebenen und einer der angesehensten Bürger der Stadt zu werden. Seine Mutter aber hoffte, er würde nun sicherlich Feldmarschall oder doch wenigstens Kommandierender General werden. Doch hat er es nicht über den Subalternoffizier hinaus gebracht. Er heiratete Elise von Lewinski. Nachdem sein so bedeutender Vater 1908, 2 Jahre nach dem Hinscheiden der Gattin ihr gefolgt war, kaufte er sich vom Erbe das Gut Deichslau in Schlesien. Indessen verstand er die brotlose Kunst, einen Biererzug in der Hand zu halten, besser, als das brotbringende Gut in der Hand zu behalten. So kam dies unter den Hammer, und er selbst wäre jetzt so gut wie brotlos, wenn seine Kinder sich ihm nicht verwandtschaftlicher erwiesen, als er sich seinen Verwandten gegenüber zu zeigen pflegte.

Oft genug bringt aber ein solcher Verlust Gewinn und das scheinbare Unglück Glück, stellt sich nur die richtige Erkenntnis ein. Ist doch das Glück nie und nimmer zu erjagen, noch von außen her zu gewinnen. Es liegt vielmehr im Herzen eines jeden Menschen verborgen und wartet nur darauf, daß es aufgesucht wird. Es ist die innere Zufriedenheit. Zu ihr hilft nicht Reichtum an äußern Gütern, sondern nur Reichtum an innerm Seelenleben. Und die echte Vornehmheit besteht nicht in Brunken mit Vermögen, Namen, Titeln und sonstigen Außerlichkeiten, womit man andern zu imponieren glaubt, sondern darin, daß man sich selbst imponiert, indem man seinem Leben einen geeigneten, befriedigenden und nützlichen Inhalt gibt.

Nun die Geschwister dieses „Hans im Glück“. Zuerst Ihre Erzellenz die Admiralin Anna Barbara von Lanz, geborene von Cölln. Den barbarischen Namen Barbara, die Bärtige, erhielt sie jedoch nicht bei der Taufe, sondern legte sich ihn erst in sehr viel spätern Jahren

zu. Dann Marie. Sie war zuerst mit dem preußischen Militärattache in München Major Oskar von Lewinski verheiratet, der dort 1913 dem Attentat eines Geistesgestörten zum Opfer fiel. Dieser Ehe entsprangen vier Kinder. Jetzt schloß sie mit dem Oberregierungsrat von Hammerstein die Ehe, die aber bald wieder gelöst wurde, worauf sie den bayerischen Ministerialdirektor Freiherrn von Luz zum Gatten nahm. Nun folgen in der Geschwisterreihe Armin, der ohne Beruf und Junggeselle blieb, und Elisabeth, aus deren Ehe mit dem bayerischen Kammerherrn und Besitzer des Guts Altenmuhre in Mittelfranken Günter von Le Suire zwei Kinder herkommen. Auch die jüngste Schwester Margarethe hat mit ihrem Gatten, dem Botschaftsrat von Schack, zwei Kinder.

Endlich die andere Schwester des Bogelsanger August, Bertha, heiratete 1859 den Besitzer des Guts Looijen, nicht weit vom väterlichen Gut Bogelsang, Herbert Lans, dessen Familie aus Zwolle in Holland stammt. Sie schenkte ihrem Gatten acht Kinder. Zunächst Wilhelmine, verheiratete Heynich. Dann die Zwillinge Elise, die mit Major Beckers verheiratet war, und Admiral Wilhelm von Lans, der bekannte Held von den Takuforts, die er als Kommandant von S. M. S. Itis im Juni 1900 während des Boxeraufstands in China eroberte. Bei diesem Kampf erlitt er schwere Verwundungen. Er wurde für seine Heldentat mit dem Orden pour le mérite ausgezeichnet. Auch nannte man in Berlin-Dahlem eine Straße nach ihm. Er verkehrte viel bei seinem Chef, dem Prinzen Heinrich von Preußen, und wurde ein Jahr vor Beginn des Weltkriegs zum Vizeadmiral befördert und geadelt. Schon ein Jahr nach Kriegsausbruch aber erhielt er als Admiral seinen Abschied. Er war Chef des 1. Linienschiffgeschwaders, das auf der Jade stationiert war, gewesen und hatte diesen verantwortungsvollen Posten in der Voraussetzung erhalten, daß er im gegebenen Fall dieselbe Energie und denselben Schneid beweisen würde, wie vor den Takuforts. Doch enttäuschte er jetzt, indem er nicht die Aktivität zeigte, die von oben gewünscht wurde. Als er gehen mußte, zählte er 54 Jahre. Seine Gattin ist die bereits genannte Anna von Cölln. Der Bruder der Zwillinge Louis Lans, der Mathilde Vießhaus heiratete, übernahm nach des Vaters Tod das Gut Looijen. Dann Ottilie, die den Premierleutnant Vische geheiratet hatte. Nunmehr Charlotte. Sie ist die Gattin des vielen Lesern dieses Jahrbuchs wohlbekannten Amtsgerichtsdirektors a. D. und Geheimen Justizrats Engelhardt in Bielefeld. Schließlich Konteradmiral Max Lans, der Junggeselle

blieb, und endlich die jüngste Schwester Bertha, Witwe des Dr. jur. Winterstein. Keins von den acht Geschwistern starb bemerkenswerterweise in jugendlichem Alter, ja, die meisten sind noch heute, hochbejahrt, am Leben und besonders die Schwestern auch umringt von zahlreicher Nachkommenchaft.

Zu der Zeit, wo mein Großvater zum Besuch in Vogelsang weilte, war die Mutter dieser Geschwisterchar, Bertha, noch als junges Mädchen von 22 Jahren im Elternhaus, ebenso ihre 2 Jahre ältere Schwester Elije. Hierzu hatte mein Großvater noch eine andere Nichte, Wilhelmine, Tochter seines Bruders Andreas in Oldenburg, eingeladen. Dieser war ja nach seiner Rückkehr aus Rußland wieder in oldenburgische Dienste getreten, mußte jedoch wegen eines Leidens, das er sich infolge der fürchterlichen Strapazen im russischen Feldzug zugezogen hatte, schon frühzeitig als Hauptmann seinen Abschied nehmen. Nun bemühte er sich, im Zivildienst anzukommen. Auch sein Bruder Meinhard gab sich viel Mühe, ihm zu helfen und womöglich durch den Oberpräsidenten der Rheinprovinz Ernst von Bodelschwingh in Koblenz, der hier von 1834 bis 1842 tätig war, ihm eine geeignete Stellung zu verschaffen. Doch stets vergeblich. So ging es ihm dauernd sehr schlecht.

Nur mit Not und großen Entbehrungen konnte er und seine außerordentlich tüchtige Gattin die vier Kinder Friedrich, Wilhelm, Wilhelmine und Meinhard aufziehen. Die beiden ältesten traten, wie der Vater, in oldenburgischen Militärdienst, der jüngste aber in die Marine ein, wo er jedoch 1849 durch Schiffbruch leider einen frühen Tod in den Wellen fand. Im selben Jahr hatte der älteste, Friedrich, die Emilie Heyn geheiratet. Er war Adjutant des Großherzogs von Oldenburg und wurde Vater zweier Söhne, Emil und Manfred, die beide preußische Offiziere wurden, jedoch ohne Nachkommen blieben. Seine Schwester Wilhelmine aber brachte das Glück in die Familie, und zwar durch die Reise, zu der Onkel Meinhard sie eingeladen und ihr das Reisegeld geschickt hatte, um von Oldenburg nach Vogelsang zu kommen.

Diese Reise führte nun von Vogelsang aus, den herrlichen Rhein und dann die noch schönere Mosel mit dem Dampfboot aufwärts, an romantischen Burgen auf steilen Bergeshöhen vorüber, den unendlichen Windungen des eiligen Flusses durch üppige Weinberge folgend, bis nach Trarbach. Hier wollte mein Großvater, dessen Sinn für Verwandtschaft sehr ausgeprägt war, seinen ältesten Bruder Gerhard besuchen. In dem durch seinen blumigen Wein bekannten

Städtlein am Fuß der alten Gräfinburgruine, wo ein liebliches kleines Seitental in das Haupttal der Mosel einmündet, hatte dieser sich, unweit seiner letzten Garnison und der Heimatstadt seiner Gattin, Luxemburg, mit dieser und zwei jüngern Kindern zur Ruhe gesetzt, während sein ältester Sohn, als Fähnrich in preußischen Diensten stand. Gerhards militärische Laufbahn war nicht so glänzend gewesen, wie die seines Bruders Meinhard. Er war im April 1812 vom Generalgouverneur des Mittelrheins in Koblenz zum Hauptmann ernannt worden. Laut Patent, datiert Berlin, den 1. Januar 1814, wurde ihm die Anciennetät, als dem preußischen 30. Infanterie-Regiment in Saarlouis aggregierten Kapitän, erst nachträglich am 22. Dezember 1822 erteilt. Dann kam er in das 39. Infanterie-Regiment (7. Reserve-Regiment) nach der Bundesfestung Luxemburg. Obwohl 6 Jahre älter als sein Bruder Meinhard, erhielt er erst 2 Monate später als dieser, 1830, sein Patent als Major, auch wurde er 1840 am selben Tag, wie sein Bruder, erst zum Oberstleutnant befördert. Schon 5 Monate darauf ließ er sich pensionieren.

Sein ältester Sohn Jean Baptiste wurde im Alter von 34 Jahren zum Hauptmann und Kompagniechef im 29. Infanterie-Regiment ernannt. Dies Patent ist am 31. Mai 1859 im Namen des Königs vom Prinz-Regenten Wilhelm ausgefertigt. 9 Jahre danach erhielt er seine Beförderung zum Major im 2. Schlesiſchen Grenadier-Regiment Nr. 11. In der Schlacht bei Mars la Tour 1870 rückte dies Regiment unter Oberst von Schöning in einem Augenblick höchster Not, zu später Stunde und aus freistem Entschluß zur Hilfeleistung in den Kampf. Mehr als ein Drittel des tapfern Regiments blieb auf dem Feld der Ehre. Auch seine Führer, der Oberst, sowie Jean Baptiste von Fing, als Kommandeur des 1. Bataillons, erlagen nach wenigen Tagen ihren schweren Verwundungen. Auch sein Bruder Karl, der Oberförster im Elsaß war, und seine Schwester Marie starben vorzeitig und unvermählt.

Als meine Großeltern nebst Töchterlein und Nichte in Trarbach anlangten, wurden sie von den Verwandten auf das herzlichste bewillkommenet. Hier verlebten sie einige schöne gemüthliche Tage mit manchen Spaziergängen im lieblichen Tal und auf die aussichtreichen Höhen, sowie zu Haus im lieben Familienkreis. Dann führte ihre Weiterreise zunächst nach Mainz zum Besuch der dortigen alten Freunde und nach Drais zum hochbetagten Freiherrn von Bodelschwingh.

Dem ehrwürdigen Großkomtur waren in den letzten Jahren viele hohe Ehrungen zuteil geworden. Ihm wurde 1846 zu seinem 50 jährigen

Jubiläum der Stern zum Roten Adlerorden verliehen. Am 16. Juni 1847 hielt er ein großes Kapitel des Deutschen Ordens in Utrecht ab. Im selben Jahr hatte er die besondere Ehre, den Besuch Friedrich Wilhelms IV. sowie je zweier Prinzen, von Preußen und von Bayern, nebst Gefolge auf Schloß Bodelschwingh zu empfangen. An dem Fest nahmen auch fast alle Mitglieder seiner eigenen zahlreichen Familie teil, im ganzen 50 Personen. Als der so Geehrte das Zeitliche gesegnet hatte und sein Sohn Gisbert dem König hiervon Anzeige erstattete, sandte dieser ihm ein eigenhändiges Beileidsschreiben, in dem er an jenen schönen Tag zu Bodelschwingh, aber auch an die darauf folgende schlimme Revolutionszeit von 1848 erinnerte. Es hatte folgenden Wortlaut:

„Sanssouci, den 16. August 1850.

Mein lieber Herr von Bodelschwingh-Plettenberg.

Der Tod Ihres verehrten Vaters, den Sie mir in einem so lieben Briefe anzeigen, bewegt mich mehr, als Sie es vielleicht glauben. Denn ich habe in ihm, seitdem ich ihn kennen gelernt, immer das so seltene Bild eines glücklichen Patriarchen im teutschen Adel gesehen, und ich hoffte sehnlich, daß dies Bild sich immer schöner entfalten würde durch sein fortgesetztes Leben vielleicht bis in sein hundertstes Jahr. Sie begreifen, daß die unvergessenen Stunden zu Haus Bodelschwingh meine Eindrücke von ihm (welche der Blick in Ihr Familienleben mir gegeben) nur mächtig gekräftigt haben. So ist denn mein Anteil an Ihrem Verlust ein recht warmer, recht lebendiger, und ich bitte Sie, in diesem Sinne den Ausdruck desselben hier aufzunehmen. Jetzt ist es Ihre Aufgabe geworden, den offenen, herzlichen, wohlwollenden, gemüthlichen, heiteren Greis fortzusetzen. Dazu segne Gott Sie und die Ihrigen und lasse Sie zum Mindesten das Alter Ihres seligen Herrn Vaters erreichen.

Ihr Vorhaben, meinen wohl vergangenen Namenszug eiern zu ersehen, rührt und freut mich. Denn das waren selige Stunden bei Ihnen, deren Erinnerung mich erquicket! Wir haben alle seitdem trübe Mitternacht erlebt. Der Tagesanbruch, den der Zeiger an der Uhr, Gottlob! verbirgt, will vor Wolkennebel noch gar nicht leuchten. Aber meine Hoffnung steht fest, daß Gott zur rechten Stunde dem Morgen wird gebieten und einen schönen Tag heraufführen. Dann klopfе ich einmal wieder an die gastliche Pforte von Haus Bodelschwingh und will die schönen Erinnerungen von 47 in vollen Zügen schlürfen!

Friedrich Wilhelm.“

Zu jenem festlichen Empfang des Königs in Schloß Bodelschwingh war auch ein Vetter des Hausherrn, der preußische Kabinettsminister Ernst von Bodelschwingh aus Berlin herbeigeeilt. Dieser hatte sich schon 1813, als 20-jähriger Jüngling, mit dem Yorckschen Freikorps bei Lützen und bei Möckern so ausgezeichnet, daß ihm das Eiserne Kreuz II. und I. Klasse verliehen wurde. 1834 bis 1842 bekleidete er, wie erwähnt, den wichtigen Posten eines Oberpräsidenten der Rheinprovinz. Danach war er preußischer Finanzminister und dann gleichzeitig Minister des Innern. Er galt für die bedeutendste Persönlichkeit im Staatsministerium, wenn er auch nicht dessen Vorsitz führte. In den Märztagen 1848 war er es gewesen, der den Truppen ohne höhere Weisung den Befehl gegeben hatte, mit der Waffe in der Hand Ruhe und Ordnung in den Straßen von Berlin wiederherzustellen. Deshalb mußte er mit seiner ganzen Familie vor der Wut der Aufständischen flüchten und zog sich zunächst auf das Gut seiner Familie Belmede, unweit von Schloß Bodelschwingh, zurück. Sein fünfter Sohn aus seiner Ehe mit Charlotte, geborenen von Dieß, war der bekannte Begründer von Bethel bei Bielefeld, Pastor Friedrich von Bodelschwingh.

Dieser entwickelte hier eine Wirksamkeit, wie sie bisher in der Geschichte der Innern Mission aller Länder nicht ihresgleichen findet. In wenigen Jahrzehnten haben sich seine Anstalten in geradezu erstaunlicher Weise ausgebreitet. Aus einem kleinen Bauernhof am Sparenberg von 38 Morgen, wo 1873 nur fünf Fallsüchtige Unterkunft fanden, hat er eine Stadt von etwa 6000 Einwohnern mit einer Grundfläche von 1800 Morgen hervorgezaubert, wo allein über 2500 Fallsüchtige und Gemütskranke verpflegt werden und sich zahllose, verschiedenartige Arbeitsstätten befinden. Der so richtige Bodelschwinghsche Grundsatz hier ist der, daß eine nach Kräften und Fähigkeiten des Kranken angepaßte Arbeit das allerbeste Heilmittel für Leib und Seele ist. Dazu kommen Lungenheilanstalten, eine Krüppel- und eine Kriegsbeschädigtenfürsorge, eine Trinkerheilstätte, ein Kinder- und ein Altersheim. Dann gibt es hier Lehranstalten einerseits für kranke Kinder, andererseits für Theologen, Pflegebrüder und Schwestern. Ferner seit 1882 in der Senne eine große Tochterkolonie von 2500 Morgen und seit 1899 eine von sogar 6000 Morgen im Kreis Sulingen für etwa 2500 Fürsorgezöglinge, Wanderer und Obdachlose, jene „Brüder von der Landstraße“. Verödete Menschen, die hier verödeten Boden zu bearbeiten und völlig unfruchtbare, verjumpte, weite Hochmoorstrecken in er-

tragreiche Weidestflächen umzugestalten haben. Wird da nicht der den zweiten Teil des „Faust“ beschließende großartige Gedanke Goethes herrlich verwirklicht:

„Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungne.
Den faulen Pfluß auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchsterrungne.
Grün das Gefilde, fruchtbar. Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft.
Ja! Diesem Sinne bin ich ganz ergeben.
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.“

Auch bei Berlin liegen vier große Bodelschwinghsche Kolonien mit zusammen etwa 13000 Morgen. Zu den gesamten Anstalten gehören hiermit über 10000 Menschen. Ihr Leiter ist, seit dem Tod des fast 80 Jahre alt gewordenen Vaters Friedrich von Bodelschwingh 1910, sein dritter Sohn gleichen Namens. Schließlich darf ich, als Berliner, nicht vergessen, auch das neue Bodelschwinghhaus am Engelufer in Berlin zu erwähnen. Ende 1929 tat es seine Pforten für die Obdachsuchenden und Heimatlosen auf. Es bietet 70 ledigen Insassen in Einzel- und Doppelzimmern freundliche Unterkunft, verbunden mit Speisesaal, Bad und Lesezimmer. Hieran schließt sich eine Herberge, die mit fast 400 Plätzen die größte ihrer Art in Berlin ist.

Kommen wir nun aber wieder auf den Großkomtur von Bodelschwingh in Draiß und seine Gäste, meine Großeltern nebst Tochter und Nichte, zurück. Der Besuch durfte dieses Mal nicht lange ausgedehnt werden. Denn der 85jährige Greis bedurfte der Ruhe. Es war wenige Wochen vor seinem Hinscheiden. Der Abschied war besonders herzlich. Unsere Reisenden fuhren nun mit dem Dampfschiff den Rhein abwärts und kehrten nach Bogelsang zurück, zumal sie hier die Eisenbahn für die Heimreise in der Nähe hatten. Von dort wurden noch einige Besuche gemacht. Zunächst in Mehrum bei Plettenbergs und dann im nahen Ringenberg beim Grafen von Salm-Hoogstraeten, auf dessen schönem altem Schloß mit ausgedehntem Park. Sein Besitztum bot der Graf meinem Großvater zur Miete an, weil er fortziehen wollte. Das schien diesem auch sehr verlockend, da er dann das heimatliche Gut mit den Jugenderinnerungen und auch die lieben Verwandten in der Nähe hatte und das Schloß

ein sehr angenehmer und ruhiger Landsitz war. Die Großmutter aber war entschieden dagegen. Ihr war es hier zu einsam und zu still. Sie sehnte sich, besonders auch ihrer Kinder wegen, nach dem reizenden Potsdam zurück, wo ihr Töchterlein Jettchen noch zur Schule ging und ihre Söhne August und Wilhelm in Berlin ganz in der Nähe waren. Beim Grafen Salm-Hoogstrachten waren gerade seine beiden Neffen oder eigentlich Stiefneffen zu Besuch, die Prinzen Emil und Felix zu Salm-Salm, Wild- und Rheingrafen.

Der Vater des Grafen war Fürst Konstantin zu Salm-Salm, Herzog von Hoogstrachten, das in der belgischen Provinz Antwerpen gelegen ist. Die fürstliche Residenz, das schöne Schloß Anholt bei Bocholt im westfälischen Münsterland, ist nicht weit von der holländischen Grenze entfernt. Fürst Konstantin war dreimal verheiratet. Zuerst ehelichte er mit 20 Jahren 1782 eine Prinzessin von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, die 1786 Mutter des Stammhalters, spätern Fürsten Florentin, wurde, aber schon bald darauf starb. Florentin hatte drei Söhne, den Fürsten Alfred und die beiden erwähnten Prinzen Emil, dem Schloß und Gut Rhede gehörten, und Felix, der, am Weihnachtstag 1828 geboren, damals Leutnant im Gardes-Kürassier-Regiment war. Die zweite Gattin des Fürsten Konstantin war eine Reichsgräfin von Sternberg-Manderscheid, die ihm 1806 mit Hinterlassung von fünf Kindern durch den Tod entrißen wurde.

3 Jahre später bündelte der Fürst mit einer sehr hübschen, erst 18 Jahre alten, kleinen Bürgerstochter, Kathrinen Bender, an. Dies blieb aber nicht ohne Folgen. Da jagte Kathrinen: „Lieber Konstantin, jetzt mußt Du mich aber heiraten.“ Da Konstantin ein Ehrenmann war, machte er nun sein Kathrinen zur Fürstin Katharina zu Salm-Salm, Herzogin von Hoogstrachten. Die Verlobung fand zwar im Haag ohne Zeremonien statt. Die Ehe aber wurde 1810 im Haag mit allen Zeremonien, nach den dortigen Gesetzen, nicht allein bürgerlich, sondern gleichzeitig auch kirchlich katholisch vollgültig geschlossen. Dafür schenkte die junge Fürstin ihrem Gatten nacheinander fünf Söhne, die, da die Mutter unebenbürtig war, nicht Prinzen, sondern Grafen von Salm-Hoogstrachten wurden. Aber auch die dritte Gattin Katharina wurde nicht alt. Sie starb schon mit 40 Jahren, nur 3 Jahre nach ihrem Gatten.

Auch Prinz Emil heiratete ein armes Mädchen. Es war die Nichte meines Großvaters, Wilhelmine von Fing, die der Prinz jetzt auf dem Schloß seines Stiefonkels zu Ringenberg kennengelernt und in die er sich alsbald verliebt hatte. Sie war 28 Jahre alt und ein gut

unterrichtetes, geſcheites, beſcheidenes Mädchen, auch eine ſchöne, ſtattliche Erſcheinung. Von ihrer katholiſchen Mutter war ſie katholiſch erzogen, während ihre Brüder wie der Vater evangeliſch waren. Es ſtand alſo ihrer Verbindung mit dem katholiſchen Prinzen nichts im Weg. Die Verlobung wurde wenige Wochen darauf bekannt gegeben und die Ehe ſchon Anfang Januar folgenden Jahres geſchloſſen. Die Hochzeit richtete, da der Brautvater dazu nicht in der Lage war, ſein Bruder Wilhelm in Bogelſang aus, wo der Tag feſtlich begangen wurde. So wurde das tugendhafte Mädchen, die wirklich ſo arm wie eine Kirchenmaus war, plötzlich eine Prinzessin, und der reiche, liebenswürdige Prinz nahm nicht nur ſie auf ſein ſchönes Schloß Rhede, das nicht weit von Anholt liegt, ſondern lud auch ihre Eltern zu deren größter Freude dorthin ein. War doch das Schloß groß genug.

Auch ich bin als Kind einmal, als meine gute Mutter mit mir eine Verwandtenreiſe machte, dort geweſen. Tante Bertha Lams war von Looſen aus, wo wir vorher zu Beſuch geweſen waren, mitgekommen. Ich bekam ein wunderbares Schlafzimmer mit uralten, dunkelbraunen, goldgemusterten Ledertapeten und dunkelgrünen ſeidenen Betten. Ich weiß es wie geſtern. Doch hatte ich an all der Pracht keine Freude. Ich konnte nicht einſchlafen, da mich der eine Fuß arg ſchmerzte. Meine Mutter konnte mir nicht helfen. Da wurde die Tante Bertha konſultiert. „Der Junge hat ſich ja einen Dorn eingetreten,“ ſagte ſie und hatte ihn auch ſchon herausgezogen. Ich war nämlich mit ſeiner Erzellenz, ich wollte ſagen, mit Vetter Wilhelm, der damals auch noch nicht geadelt, ſondern eben erſt Adelt geworden war, am Tag zuvor im Looſener Hof und Garten barfuß umhergeſprungen, woran ich als Berliner Kind natürlich nicht gewöhnt war. So ging es mir im Schloß meiner durchlauchtigen Tante, deren Gatte ſchon 1858 geſtorben war.

Ihr Schwager, Prinz Felix, den ich ſchon erwähnte, erlebte viel Merkwürdiges. Er war nach den Vereinigten Staaten von Amerika gegangen, als dort 1861 ein Bürgerkrieg wegen Abſchaffung der Sklaverei ausgebrochen war. Die Nordſtaaten kämpften gegen die Südſtaaten, die ſich losgelöst hatten, weil ſie die Sklaverei beibehalten wollten. Der Prinz folgte dem Beiſpiel vieler ſeiner deutſchen Kameraden und kämpfte auf Seite der nördlichen Staaten als Oberſt und dann als Brigade-General bis zum endlichen Friedensſchluß 1865. Da er alſdann nicht untätig bleiben wollte und für den neuerdings in Mexiko eingefeſetzten Kaiſer Maximilian großes Intereſſe

hegte, fuhr er dorthin, um diesem seine Dienste anzubieten. Auch seine Gemahlin, die er in Amerika geheiratet hatte, mochte gern, da sie spanischer Abkunft war, dies Land, zumal unter seiner neuen Regierung, kennenlernen, wo ihre Muttersprache gesprochen wurde.

Die mexikanische Monarchie war ein Werk Napoleons III. und stand unter französischem Schutz. Als nämlich 1861 Juárez nach mehrjährigem Bürgerkrieg sich dort mit Gewalt der Präsidentschaft bemächtigt hatte, machte er sich die europäischen Staaten dadurch zu Feinden, daß er die bei diesen aufgenommenen Anleihen nicht anerkennen wollte. Da dachte Napoleon sein Ansehen zu erhöhen, wenn er gegen Mexiko mit bewaffneter Hand vorginge. Nach siegreichem Heereszug setzte er 1864 zur Wiederherstellung der Ordnung den Erzherzog Ferdinand Maximilian, Bruder des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich, hier als Kaiser ein, nachdem er ihm seinen dauernden Schutz durch seine Truppen, die im Land bleiben sollten, garantiert hatte.

Als Prinz Felix zu Salm-Salm 1866 in Mexiko ankam, mußte er zunächst den Widerstand der kaiserlichen Umgebung überwinden, die keinen Ausländer vorlassen wollte. Nachdem ihn jedoch der Kaiser erst einmal persönlich kennengelernt hatte, machte er ihn alsbald zu seinem Vertrauten und ernannte ihn zum Flügeladjutanten und General sowie zum Chef des kaiserlichen Hauses. Leider konnte der Prinz das Verhängnis, das über dem Haupt seines Herrn schwebte, nicht abwenden. Kaiser Maximilian hatte, in dem ungesunden Klima durch wiederholte Fieberanfalle geschwächt, zu wenig Energie und war überhaupt zu weichherzig, um sich auf die Dauer gegen seinen mächtigen Gegner Juárez durchsetzen zu können. Dazu kam die Treulosigkeit Napoleons, der infolge des Einspruchs der Vereinigten Staaten Anfang 1867 begann, seine Truppen, auch die Fremdenlegion zurückzuziehen. Je mehr dies geschah, um so größer wurden die Fortschritte von Juárez, der sich schließlich wieder des ganzen Landes bemächtigte.

Vergeblich suchte man jetzt, den Kaiser zu einer Flucht zu veranlassen. Da wurde er mit seinem Gefolge, bei dem sich auch Prinz Felix befand, Mitte Mai durch Verrat gefangen genommen. 4 Wochen darauf wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt und mit zweien seiner Generale zum Tod verurteilt. Hatte doch Juárez schon 1861 ein Gesetz erlassen, wonach alle Vergehen gegen die Unabhängigkeit der Republik mit dem Tod bestraft werden sollten. Am 19. Juni 1867 wurde der Kaiser, kaltblütig und ruhig bis zum letzten Augenblick,

mit seinen beiden Getreuen erschossen. Kaum eine Episode der Geschichte hat in der ganzen Welt so gewaltigen allgemeinen Anteil erweckt, wie das tragische Schicksal dieses Kaisers und seiner Gattin, die danach in dauernde geistige Umnachtung versiel. Napoleons Treulosigkeit erfuhr überall die schärfste Verurteilung. Die Nemesis sollte ihn dafür 1870 bei Sedan ereilen.

Prinz Felix wurde erst Mitte November 1867 begnadigt und aus der Gefangenschaft freigelassen. Er kehrte mit seiner Gemahlin nach Europa zurück und veröffentlichte schon im folgenden Jahr seine und seiner Gattin Tagebuchaufzeichnungen über die mexikanischen Erlebnisse in 2 Bänden. Dann aber zog er 1870 als preußischer Major gegen Napoleon ins Feld, erlitt jedoch an der Spitze seines Bataillons bei Gravelotte den Heldentod fürs Vaterland. In derselben Schlacht mußte auch sein Nefse, Prinz Florentin, der eine Sohn meiner Tante, sein noch so junges Leben lassen. Von dessen Bruder, Prinz Emil, dem andern Sohn meiner Tante, läßt sich indessen nicht viel mehr sagen als: „Er lebte, nahm ein Weib und starb.“ Seine Schwester Olga hingegen hinterließ aus ihrer Ehe mit dem Oberregierungsrat von Paddberg Nachkommen.

Zur dauernden Erinnerung an die Hochzeit der Wilhelmine von Ffing mit dem Prinzen Emil zu Salm-Salm, „den beglückenden Ehrentag der allgemeinen Freude“, hatten übrigens die Oheime der Braut, Wilhelm und Meinhard von Ffing, beschlossen, eine milde Stiftung für alte und hilfsbedürftige Arme zu begründen. Dieser Stiftung schloß sich auch der Bräutigam Prinz Emil an. Sie wurde auf 500 preußische Thaler Berliner Kurant festgesetzt, die auf das Gut Vogelsang hypothekariß einzutragen und mit 5 Prozent zu verzinsen waren. Die Verteilung der 25 Thaler Zinsen sollte zu Anfang jeden Jahrs auf Vorschlag des Predigers und des Armenvorstands von Hamminkeln, das ja in unmittelbarer Nähe von Vogelsang liegt, durch den jeweiligen Besitzer dieses Guts erfolgen.

VIII. Die Geschwister Crüwell

Ein Jahr nach dieser Vermählung gab es eine neue Hochzeit in der Ffingschen Familie und zwar in Bielefeld. Mein Großvater mußte wieder zugegen sein, denn es war die Hochzeit seines ältesten Sohns Gustav. Dessen Verlobungszeit mit Mathilde Crüwell hatte sich mit einigen Unterbrechungen über 13 Jahre hingezogen. In

der Zwischenzeit hatte auch Gustav einen Feldzug mitgemacht. Im April 1849 wurde er von seinem Kommando zum Berliner Kadettenkorps zu seinem Infanterie-Regiment Nr. 15 zurückberufen. Das Regiment war bestimmt, an den Operationen der preußischen Division im zweiten schleswig-holsteinischen Krieg gegen Dänemark teilzunehmen. So kam auch Gustav bei mehreren Gefechten ins Feuer. Nach Wiederherstellung des Friedens zwischen Preußen und Dänemark kehrte er wohlbehalten mit seinem Regiment nach Minden zurück, also unweit Bielefelds, wo er Gelegenheit hatte, seine alten Beziehungen zu seiner Braut wieder aufzunehmen.

Mathilde war 35 Jahre alt und ein Jahr älter als er, als die Hochzeit am 11. Februar 1852 endlich zustande kam. Das Sprichwort: „Was lange währt, wird gut,“ bewahrheitete sich hier leider nicht. Schon am Hochzeitstag kam es zu einer Meinungsverschiedenheit. Auf Gustavs Wunsch sollte seine damals 18jährige Schwester Marianne, die mit dem Vater zu der Feier aus Potsdam gekommen war, der Braut den Myrtenkranz aufsetzen. Als sie aber zu ihr ins Zimmer trat, war Mathilde schon mit einem künstlichen Orangenblütenkranz sowie einem schweren, weißen Atlaskleid — beides aus Paris — nach französischer Sitte geschmückt. Da nahm eine der Brautjungfern, Fräulein Hinzpeter, die Schwester des nachmaligen Erziehers Wilhelms II., dem Mariannchen den Myrtenkranz aus der Hand, brach ihn entzwei, formte daraus einen Strauß und übergab ihn der Braut. Das sah man als kein gutes Vorzeichen an.

Sonst verlief die Hochzeit sehr vergnügt. Sie wurde im Crüwellschen Haus gefeiert. Die Trauung vollzog Pastor Müller in einem der Zimmer neben dem großen Saal. In diesem fand das Festessen statt. Die darin befindliche Säule war mit einer schönen Girlande umwunden und alles prachtvoll dekoriert. Die Brautmutter war mit all ihren Kindern zugegen, dazu 38 Gäste, unter diesen Oheim Wilhelm aus Vogelshang und Tante Lulla. Von der Ostmanschen Familie war Notar Gustav Lodtmann gekommen. Dieser war ein Sohn des Landrats Justus Lodtmann, der mit Sophie von Ostman, einer Schwester der Mutter des Bräutigams, verheiratet war. Der Vater des Bräutigams hielt einen feierlichen Trinkspruch auf das Brautpaar, den der Bräutigam mit einem Toast auf Vater und Schwiegermutter beantwortete. Das Brautpaar fuhr am selben Abend mit dem Küsterschen Wagen nach Rheda. Hier war Gustav Premier-Leutnant und Kompagnieführer bei den Fünfszehnern. Er wurde bald darauf zum Hauptmann befördert.

Französische Sitte und Sprache waren damals überall, besonders auch in der Crüwellschen Familie, eingerissen. So machte sich die Mutter, als eines Abends größere Gesellschaft bei ihr war, einen launigen Scherz. Sie kam mit einer brennenden Laterne ins Zimmer und leuchtete suchend in alle Ecken. Als man sie fragte, was sie denn suche, antwortete sie: „O, ich suche nur meine gute, alte deutsche Sprache und kann sie nirgends finden.“

Gustav wurde jetzt auf kurze Zeit von Rheda nach Bielefeld zur Dienstleistung beim 3. Bataillon des 15. Landwehr-Regiments kommandiert, bei dem sein Vater so lange Jahre als Major gestanden hatte. Der jetzige Kommandeur war Major von Briesen. Nach Beendigung der Übungen der Landwehrmänner kam er wieder nach Rheda zurück. Seine junge Ehe aber brachte nicht viel Glück. Das erste Kind war ein totgeborener Sohn, das zweite und letzte, namens Marianne, wurde nur 10 Wochen alt. 3 Jahre darauf verlor die Mutter auch ihren Gatten auf einer Seereise, zu der sie selbst ihn trotz der ungünstigsten Jahreszeit, zu Anfang Januar, veranlaßt hatte.

Mit dieser Reise hatte es eine eigene Verwandtnis. Als Gottlieb Heinrich Crüwell 1833 gestorben war, ließ sich seine Witwe den auf ihren Gatten entfallenden Anteil an der Tabakfabrik Gebr. Crüwell von ihrem Schwager auszahlen. Die recht bedeutende Summe hatte es ihr ermöglicht, ihren sechs Kindern eine vorzügliche Ausbildung, besonders in der Musik, zuteil werden zu lassen. Auch blieb einem jeden von ihnen, als sie majorenn wurden, noch ein hübsches Kapital. Dieses verwendete der älteste Sohn Gottlieb Arnold zum Ankauf von Kaffeeplantagen auf Ceylon. Auf die monatelange Reise mit einem Segelschiff um das Kap herum nahm er seine Gattin Auguste, die Tochter einer Base, mit. Augustens Eltern waren Rechtsanwalt und Justizrat Friedrich Beckhaus in Bielefeld und seine Gattin Emilie, Tochter des Bielefelder Kaufmanns Friedrich Krönig und der Friederike, geborenen Scherr, einer Schwester der Gattin des alten Gottlieb Heinrich Crüwell, Charlotte. Auf Ceylon nahm der junge Crüwell als Besitzer großer Plantagen bald eine hervorragende Stellung in gesellschaftlicher und vor allem in wirtschaftlicher Beziehung ein und trug wesentlich zur Hebung der Landeskultur der Insel bei. Sein Besitztum lag ziemlich in der Mitte der Insel, nicht allzuweit von der Stadt Candy, in einer Meereshöhe von etwa 5000 Fuß. Daher ist die Temperatur dort gemäßigt und der Aufenthalt sehr angenehm. Seine einzige Tochter Emilie ließ er indessen bei seiner Schwester Mathilde in Bielefeld erziehen und holte sie,

gelegentlich einer Reise nach Europa, wieder nach Ceylon zurück. Dort heiratete sie den Plantagenbesitzer Shelton Agar, einen Engländer. Dieser Ehe entsprossen elf Kinder, von denen sich ein Sohn im Weltkrieg als englischer Marineoffizier auszeichnete.

Der jüngste Bruder Gottlieb Arnolds Georg August bekam ebenfalls große Lust, sein Glück auf der paradiesischen Insel zu versuchen. Schon einige Jahre zuvor war er nach Amerika gegangen in der Hoffnung, sich durch sein musikalisches Talent als Liederjäger eine Stellung zu erringen. Doch mißglückte dieser Versuch. Danach war er längere Zeit in Bremen und Paris in Agenturgeeschäften tätig gewesen. Jetzt war er nach London gefahren, um sich nach Ceylon einzuschiffen. Doch konnte er sich nicht zum Antritt der großen und immerhin etwas gefährlichen Reise entschließen, sondern verbrauchte sein Reisegeld lieber in der Themsestadt in lustiger Gesellschaft, wo er mit seiner schönen Stimme und seinem glänzenden Klavierpiel überall die beste Aufnahme fand. Deshalb bat seine Schwester Mathilde, die ihren Bruder kannte, ihren Gatten, mit neuem Reisegeld für den Bruder nach London zu fahren. Doch sollte er ihm dies nicht einhändigen, sondern die Schiffskarte für ihn besorgen und bis zu seiner Abfahrt in London bleiben. Gustav mochte seiner Gattin die Bitte nicht abschlagen, obwohl jetzt mitten im Winter arges Schneegestöber und stürmisches Wetter herrschten. Er fuhr also nach Ostende, um sich am 5. Januar 1857 auf dem kleinen englischen Postdampfer Violet nach London einzuschiffen.

Als er in Ostende ankam, war das Wetter noch schlechter geworden. Im Warteraum der Schiffsgesellschaft — ich folge jetzt dem Bericht eines der Anwesenden — waren bereits eine Anzahl Herren und auch einige Damen, die gleichfalls nach England fahren wollten, versammelt, meist mit recht verängstigten Gesichtern. Denn der Sturm heulte draußen lauter und lauter. Da trat der Kapitän der Violet herein und riet bei diesem doch außergewöhnlich gefährlichen Wetter von der Überfahrt dringend ab. Er selbst müsse allerdings fahren, da der Sturm noch nicht ganz die vorgeschriebene Stärke erreicht habe, um die Fahrt des Postschiffs aufschieben zu dürfen. Er frage nur an, ob doch jemand mitfahren wolle. Da erhob sich als einziger der Hauptmann von Jjing mit den Worten: „Ich fahre mit. Mich ruft die Pflicht.“ „Gut,“ entgegnete der Kapitän, „ich werde Sie dann rufen lassen.“

Und nun trat etwas ein, was wohl keiner der Anwesenden jemals vergessen haben wird. Der furchtlose Fahrgast setzte sich an den

Flügel und spielte meisterhaft die wundervollsten Improvisationen. Alle waren tief bewegt. Kein Wort war zu vernehmen. Nur der Sturm übertönte zuweilen die wehmütigen Akkorde. Zuletzt spielte er Variationen über Webers letzten musikalischen Gedanken so ergreifend, daß keiner die Tränen zurückhalten konnte. Da wurde er abgerufen. Er sagte allen in seiner vornehmen, herzlichen Art ein letztes Lebewohl. — Und niemand sah ihn jemals wieder. Der schwere Schneesturm machte in der Nacht jede Orientierung unmöglich. Kein Leuchtfeuer war zu unterscheiden. Die Violet wurde auf die von den Schiffern so gefürchteten Goodwin-Sandbänke an der englischen Küste, unweit Dovers geworfen, wo schon so viele Schiffe gescheitert sind. Sie ging mit Mann und Maus unter. Besonders schwer betroffen wurde der greise Vater durch den plötzlichen Verlust seines Lieblingssohns, des einzigen Sohns seiner unvergessenen ersten Gattin Marianne.

August Crüwell hatte sich dann aber doch endlich zur Reise nach Ceylon entschlossen. Er verwaltete dort bald einen Teil der Plantagen seines Bruders und entlastete ihn auf diese Weise bedeutend. Viel Arbeit war gerade dadurch nötig geworden, daß die Kaffeeepflanzungen durch ein eingeschlepptes Insekt vernichtet worden waren. Deshalb versuchten es die beiden Brüder mit dem Anbau von Tee. Hiermit hatten sie Glück. Der Tee gedieh vorzüglich und bildet noch heute die Hauptquelle des Reichtums der fruchtbaren Insel. Hier wurden dem August zwei Kinder geboren: Isabella und der heutige Direktor der Wiener Universitätsbibliothek Hofrat Dr. Gottlieb August Crüwell. Die wiederholten, lange Monate dauernden, durchaus nicht gefahrlosen Reisen der beiden Brüder sowie ihrer Gattinnen und Kinder zwischen Ceylon und Europa auf schwankem Segelschiff verliefen trotz des ungeheuren Wegs um den schwarzen Erdteil herum immer glücklich.

Nach dem Tod meines Onkels Gustav in den eifigen Wellen des erbarmungslosen Meers kehrte seine Witwe Mathilde von Minden, wohin im Frühjahr 1856 ihr Gatte zugleich mit zwei Bataillonen seines Regiments von Rheda aus versetzt worden war, wieder nach ihrer Vaterstadt Bielefeld zurück. Hier schlug sie ihren dauernden Wohnsitz auf. Wie wird sie da doch den unerseßlichen Verlust ihres lieben Gatten immer und immer wieder beklagt und ihr Verlangen, daß er sich auf jene gefahrvolle Reise während der schlimmsten Jahreszeit hinauswagen sollte, bereut haben. Sie verheiratete sich, obwohl sie damals noch keine 40 Jahre zählte, nicht wieder. Ein halbes Jahr

zuvor war auch ihre Mutter gestorben. So bildete jetzt ihr Haus an Stelle des Elternhauses den Angelpunkt des Verkehrs für die ganze Gräwellsche Familie. Nun widmete sie sich ihren Geschwistern und deren Kindern, die oft und lange Zeit bei ihr weilten und sich hier heimisch fühlten. Besonders gern kam auch ihre berühmte jüngste Schwester Sophie mit ihrem Gatten, dem Vicomte Vigier, und Sohn aus Paris auf längere Zeit zu ihr zu Besuch.

Häufig ließ Mathilde ihren herrlichen Sopran bei öffentlichen Gelegenheiten in Wohltätigkeitskonzerten erklingen. Mit Vorliebe trug sie bei kirchlichen Festen geistliche Gesänge vor. Da wußte sie die Herzen ihrer Zuhörer bis ins Innerste zu ergreifen und sie zu Tränen zu rühren. Vom Komponisten Ludwig Hoffmann, der Dirigent des Bielefelder Musikvereins war, wurden ihr eine Anzahl geistlicher Lieder zugeeignet, die 1886 im Verlag von Ernst Berens in Hamburg erschienen sind.

Ihre 7 Jahre jüngere Schwester Marie sang gleichfalls häufig bei festlichen Veranstaltungen und Konzerten in ihrer Vaterstadt. Sie hatte, ebenso wie ihre Mutter, eine wundervolle Altstimme und bejaß ein ganz bedeutendes Talent. Vielfach trat sie zugleich mit ihrer jüngern Schwester auf, hauptsächlich in London. Überall erregte sie mit ihren vorzüglichen Stimmitteln eine ganze Zeitlang große Bewunderung und erntete lebhaften Beifall. Doch konnte sie sich die Gunst der Kritiker und des Publikums nicht dauernd erhalten, zumal ihre Schule nicht ganz den damals bedeutend höhern Ansprüchen als heutzutage genügte. Dazu ließ auch ihre Gesundheit viel zu wünschen übrig. Deshalb zog sie sich nach Bielefeld zurück. Sie blieb unvermählt und mußte schon mit 45 Jahren auch von des Lebens großer Bühne Abschied nehmen. Ihr Grabdenkmal auf dem Bielefelder Friedhof ist mit einer schönen Marmorbüste von ihr geschmückt.

Konnte die Vaterstadt dieser beiden außerordentlichen Künstlerinnen schon sich freuen, sie hervorgebracht zu haben, so war deren jüngste Schwester Sophie ohne jeden Zweifel das größte Kunstgenie, das in Bielefeld das Licht der Welt erblickte, was heute leider hier schon fast ganz vergessen ist. Ja, sie gehörte und gehört zu jeder Zeit unstreitig zu den größten Sternen, die je vom Kunsthimmel auf die Welt herniederstrahlten und die beneidenswerten Zuhörer zu einem unjagbaren Rausch der Begeisterung mit sich fortrissen. Wie ist es zu bedauern, daß es damals noch keine Schallplatten gab. So können wir leider jetzt nicht die bezaubernde Stimme dieser gottbegnadeten

Künstlerin, wie die Carusos, mehr hören. Sie wurde unter dem Namen Crubelli weltbekannt. Wird dieser Name heute nur noch wenig genannt, so liegt das daran, daß sie, abgesehen von einzelnen Konzerten, in Deutschland niemals die Bühne betreten hat und im Ausland überall nur kürzere Zeit, meteorartig, aufleuchtete. Verließ sie doch, kaum 30 Jahre alt, schon die Bühne, um zu heiraten. Die bedeutendsten zeitgenössischen Komponisten, Verdi und Meyerbeer an der Spitze, zollten ihrer bewunderungswürdigen Gesangsvirtuosität, ihrer vollendeten Technik und der Grazie ihres schauspielerischen Talents allerhöchste Anerkennung in der Öffentlichkeit wie in zahllosen Briefen. Meyerbeer erklärte sie für die beste Valentine in seinen „Hugenotten“, die es je gegeben habe. Er schrieb dann sogar besonders für sie die Titelrolle seiner „Afrikanerin“. Wußte er es doch am besten, daß ihr gerade das Tragische besonders gut lag. Die erste Aufführung dieser Oper 1865 erlebte er nicht mehr. Auch unsere Diva hatte sich schon längst von der Bühne zurückgezogen. Indessen trat sie gerade damals für längere Zeit wieder auf und konnte daher doch die ihr zuge dachte Rolle der Selika bei der Erstaufführung in Paris kreieren.

Wie wenig aber sie und auch die Opern, in deren Hauptrollen sie sich auszeichnete, heute noch bekannt sind, geht z. B. aus einem Aufsatz des Musikschriftstellers A. Rohut über sie in seinem Buch „Die Gesangsköniginnen in den letzten drei Jahrhunderten“ hervor. Da heißt es zu Beginn von ihr: die berühmte Künstlerin, Tochter eines protestantischen Geistlichen, habe in Verdis Oper „Ernani“ die Titelrolle mit ihrer wundervollen Altstimme gesungen. Das wäre allerdings eine merkwürdige Leistung gewesen. Denn Ernani ist ein Bandit und Tenorrolle. Für eine Altstimme also ein Kunststück und nun gar erst für die Crubelli, die Sopranistin war und deren Vater übrigens auch nicht Geistlicher, sondern Tabakfabrikant war. Sonst aber verdanken wir Rohut über die Crubelli viele wertvolle Nachrichten, die er mit großem Fleiß gesammelt hat. Dasselbe kann man von dem Bielefelder Musikdirigenten W. Lamping nicht sagen. In seinem umfangreichen Aufsatz über die musikalische Entwicklung Bielefelds behandelt er die drei so selten begabten schweizerischen Sängerinnen auffallend stiefmütterlich. Welche andere Stadt wäre nicht stolz darauf, Vaterstadt dieses Dreigestirns zu sein!

Im „Buch der Stadt Bielefeld“ findet sich so gut wie nichts über die drei, trotzdem hier sogar ein besonderes „geistvolles“ Kapitel

über die dortige Bahnhofswirtschaft Platz gefunden hat. Professor Lamping erwähnt darin die älteste der drei Schwestern, die nach dem Urteil vieler die schönste Stimme gehabt haben soll, überhaupt nicht. Sie, die fast nur in Bielefeld gelebt hat, die sich hier durch zahllose Wohltätigkeits- und Kirchenkonzerte allgemein bekannt gemacht hat und die Lamping bei seiner 40jährigen Tätigkeit in derselben Stadt auch kennengelernt haben muß. Da war sein Vorgänger am Dirigentenpult Ludwig Hoffmann taktvoller, der ihr lange Zeilen sympathischer Takte gewidmet hat. Das Wenige aber, was Lamping über die jüngste Schwester gesagt hat, trifft alles garnicht zu. Sie hatte, wie gesagt, keine Alt-, sondern eine Sopranstimme. Sie war nicht „eine“ Zierde der Pariser Großen Oper. Das kann man wohl von einer hübschen kleinen Chortänzerin sagen, aber nicht von der Crubelli, der in der ganzen Welt bekannten, berühmten, vergötterten ersten Primadonna in Paris, die danach sogar die Tugendrose erhielt, einer einzigartigen Erscheinung ohnegleichen. Endlich in den „Erinnerungen“ des Hector Berlioz, wo, wie der Professor behauptet, sie rühmlich ausgezeichnet worden sein soll, kommt ihr Name überhaupt nicht vor.

Der Hauptgrund, weshalb diese große deutsche Künstlerin sich niemals in ihrem deutschen Vaterland einer Bühne verpflichtet hat, ist der, daß das, besonders in der damaligen Zeit, in Deutschland allgemein beliebte Empfindsame, Gemütvolle und Schmachttende ihrem Temperament nicht lag, dagegen vielmehr das Aufreizende, Leidenschaftliche, aber Geistvolle, das die Franzosen, wie auch die Italiener auf der Bühne verlangen. Dies besaß sie aber im höchsten Maße. Als sie daher 1851 zum ersten Mal eine Pariser Bühne betrat und an der Italienischen Oper in Verdis „Ernani“, natürlich nicht die Titelrolle, sondern die Sopranrolle der Elvira sang, hielt sie jeder für eine Vollblutitalienerin. Denn sie besaß die südländische Lebhaftigkeit, das leidenschaftliche Naturell, den wunderbaren Schmelz eines glöckereinen Soprans und dazu eine völlig reine italienische Aussprache. Außerdem noch die Leichtigkeit, mit der ihre Koloraturen so fein, so zierlich, so brillant dahinslossen, die vorzügliche, gediegene Schule und das durchgeistigte, entzückende, hinreißende Spiel. So wurde sie denn auch mit stürmischer Begeisterung wieder und immer wieder hervorgerufen und mußte die Hauptarien wiederholen. Es war ein durchschlagender Erfolg.

Sie war von mittelgroßer Gestalt und schön gewachsen, ihr Gesicht bezaubernd und voller Anmut. Durch ihre eigentümlich tief liegenden,

sprühenden, dunklen Augen, die von sehr starken Brauen umrahmt waren, hatte sie etwas seltsam Berückendes, das so leicht nicht zu vergessen war. Sonst war das rassige Gesicht harmonisch: hohe Stirn, feine Nase, etwas strenger Mund, energisches Sinn, reizendes Ohr und wundervolles, auffallend starkes, dunkles Haar. Auf das Letztere war damals jede Besitzerin mit Recht stolz, der Geschmack war noch nicht so korrumpiert wie heute. Die Tonbildung des Belcanto studierte sie bei dem ausgezeichneten Gesangmeister Bordini in Paris und verwandte lange Jahre auf die sorgfältigste musikalische und schauspielerische Ausbildung. Ihre Stimme hatte den selten großen Umfang vom dreigestrichenen d bis hinunter zum kleinen f. Innerhalb dieser Sphäre überwand sie auch die schwierigsten Passagen und Triller mit der größten Leichtigkeit und Reinheit. Dies erregte stets die größte Bewunderung von Kennern und Kritikern und nicht enden wollende Beifallsstürme des Publikums, ebenso auch ihre meisterhafte Intonation.

Während im 18. Jahrhundert die italienischen Primadonnen die Bühnen des Auslands fast ganz beherrschten und deutsche Opernsängerinnen noch zu den größten Seltenheiten gehörten, nahmen im 19. Jahrhundert auf dem Gebiet des dramatischen und kolorierten Gesangs deutsche Künstlerinnen mit Italien, dem klassischen Boden des Belcanto, den Wettkampf erfolgreich auf. Ja, sie machten sogar in jenem Land durch ihre künstlerischen Leistungen größtes Furore und rangen selbst den eingefleischten Italiensissimi Bewunderung ab. So die Crivelli.

Nachdem sie 1847 mit 21 Jahren in einem Konzert in Paris mit glücklichstem Erfolg debütiert hatte, wandte sie sich im selben Jahr zur Bühne. Bei ihrem ersten Auftreten während des Karnevals in Venedig erntete sie sogleich außergewöhnlich großen Beifall. Von einem Triumph zum andern kam sie dann über Triest, Padua, Genua und vor allem Mailand, wo sie überall nur kurze Zeit ihre Vorbeeren erntete, nach London. Hier blieb sie länger und hatte außerordentlichen Erfolg in den modernen italienischen Opern. Als sie jedoch sich auch einmal als Gräfin Almaviva in „Figaros Hochzeit“ von Mozart neben der Jenny Lind, die die Susanne sang, hören ließ, war es in der schon betonten Eigenart ihrer Natur wie auch ihrer Schule begründet, daß sie sich neben der „schwedischen Nachtigall“ in einer deutschen Oper nicht voll behaupten konnte, ebensowenig oder noch weniger wie die Lind in einer italienischen Oper neben der Crivelli. Ihr lag hingegen die neuere italienische Oper un-

übertrefflich. In diesen Rollen feierte sie auch in der Themsestadt die allergrößten Triumphe. Alle Kritiker waren sich über ihre unvergleichliche Kunst einig, und ihr Ruf erfüllte ganz Europa.

Als im Frühjahr 1853 ihr Londoner Engagement abgelaufen war, erneuerte sie es nicht wieder. Sie hatte hier zuviel Ärger und Verdruß gehabt, ja sogar durch den Bankerott des Bankhauses Cumley über 25000 Franken verloren. Sie gedachte jetzt, sich nicht mehr für die ganze Saison einer Bühne zu verpflichten, sondern Gastspiele zu geben, wodurch sie ihre Einnahmen noch bedeutend zu erhöhen hoffte. Schon bekam sie Anerbietungen über Anerbietungen unter den glänzendsten Bedingungen aus England, Madrid, Neapel, Petersburg und von andern großen Bühnen. Vorerst gab sie im Hochsommer in Gemeinschaft mit ihrer Schwester Marie einige Konzerte in Gms und Wiesbaden. Da erhielt sie unerwartet ein so glänzendes Angebot, daß sie es unmöglich ausschlagen konnte. Sie wurde als Primadonna an die Pariser Große Oper berufen und mit dem damals unerhörten Gehalt von 100000 Franken in Gold für die Saison dieser ersten Opernbühne der Welt verpflichtet.

Die Begeisterung der Pariser besonders für ihre Valentine in den „Eugenotten“ fand keine Grenzen. Ferner leistete sie in den Titeltrollen der Opern „Norma“ von Bellini, „Lucrezia Borgia“ von Donizetti und „Die Jüdin“ von Halevy sowie als Rosine im „Barbier von Sevilla“ von Rossini und in den „Puritanern“ von Bellini Unübertreffliches, abgesehen von zahllosen andern Rollen. Größte Bewunderung erregten immer wieder die gewaltige Wucht wie auch die ungemein zarte Poesie ihres unvergleichlichen, merkwürdig umfangreichen, klaren, silberhellen Organs und die sichere Reinheit ihrer Tonbildung vor allem bei den schwierigsten Soloflaturen.

Mehr noch als ihre wunderbaren Vorzüge wurde ein angeblicher Fehler von ihr, wie das ja immer geschieht, überall besprochen und allgemein gerügt, nämlich große Launenhaftigkeit, die sie in Wirklichkeit garnicht besaß. Dies gab Anlaß zu übelster Nachrede. Ja, sie wird geradezu als klassisches Beispiel für die Launenhaftigkeit großer Künstlerinnen hingestellt. Erst vor kurzem erschien darüber ein kleiner Artikel in der meistgelesenen, illustrierten Berliner Wochenschrift. Da ist es wirklich an der Zeit, endlich einmal damit aufzuräumen. Bin ich doch in der Lage, zum erstenmal über den hiermit zusammenhängenden Theaterstandal eine wahrheitsgemäße Darstellung zu veröffentlichen. Merkwürdigerweise ist bis heute niemals etwas

über die tatsächlichen Vorgänge in die Öffentlichkeit durchgesiebert oder hat auch nur das Geringste den Weg in die Zeitungen gefunden.

Am 2. Oktober 1854 sollte unsere gefeierte Diva wieder in ihrer glänzendsten Rolle als Valentine in der Pariser Großen Oper auftreten. An der noch geschlossenen Kasse drängte man sich, wie gewöhnlich, um noch ein Billet zu erhaschen. Selbst Napoleon III. und Kaiserin Eugenie, die fast stets erschienen, wenn die Crubelli diese Rolle sang, wollten auch dieses Mal wieder der Aufführung beiwohnen. Da wurde ganz unerwartet quer über alle öffentlich angebrachten Theaterzettel ein Streifen aufgeklebt mit der Anzeige, Fräulein Crubelli habe, ohne zuvor die Direktion zu benachrichtigen, Paris verlassen und die angekündigte Vorstellung könne daher nicht stattfinden, da kein Ersatz für die Diva vorhanden sei. Diese plötzliche Abreise der vergötterten Primadonna ohne jede Angabe eines Grundes erregte natürlich in allen Kreisen der Hauptstadt das allergrößte Aufsehen, zumal die Verschwundene auch in den nächsten Tagen nicht zurückkehrte. Alle Zeitungen ereiferten sich über diese rücksichtslose Launenhaftigkeit der großen Sängerin. Die allgemeine Entrüstung wuchs von Tag zu Tag. Jedenfalls handelte es sich, das wurde festgestellt, um einen Kontraktbruch schwerster Art. Deshalb wurde ihr Vermögen, das sie bei Rothschild liegen hatte, mit Beschlagnahme belegt, um die verschuldete Konventionalstrafe sicherzustellen. Über Zweck und Ziel ihrer Reise wußte jedoch niemand etwas. So entstanden die unglaublichsten Gerüchte, meist mit pikanter Färbung. Jeden Tag brachten die Zeitungen neue Vermutungen. Tatsächliches wurde indessen nicht bekannt.

Da befahl Napoleon seinen Intendanten und Operndirektor Fould zur Berichterstattung. Dieser mußte nun dem Kaiser gestehen, daß niemand anders als er selbst die Schuld trage. Denn er habe der jungen, berückend schönen Diva einen sehr übel aufgenommenen Antrag gemacht. Sie selbst schrieb darüber in einem Brief, der Intendant habe von ihr verlangt, sie solle die Rolle der Jüdin in der gleichnamigen Oper nicht nur auf der Bühne, sondern auch im Privatleben spielen. Ihre Flucht war also ein entrüsteter und berechtigter Protest gegen diese Unverschämtheit. Sie war in Begleitung ihres jüngsten Bruders Georg August abgereist, der damals in Paris weilte und dessen Tochter Isabella ich die Kenntnis dieser interessanten, bisher ganz unbekanntem Einzelheiten verdanke. Die Flüchtlinge war nach Rheda zu ihrer ältesten Schwester Mathilde gereist, deren Gatte ja damals dort als Hauptmann in Garnison stand.

Nun erhielt Fould vom Kaiser den Befehl, der Beleidigten unverweilt völlige Genugtuung zu leisten, damit sie sobald wie möglich zurückkehre. So wurde die für beide Teile höchst peinliche Sache glücklich beigelegt und völlig vertuscht. Lag doch dem Operndirektor ebenso wie der Primadonna viel daran, daß diese unangenehme Geschichte so, wie sie sich wirklich zugetragen hatte, nicht in der Öffentlichkeit bekannt werde. Selbstverständlich wurde der Fall nicht als Kontraktbruch angesehen.

Wie froh war der Intendant, als die entflozene Nachtigall endlich wieder zurückgekehrt war und er als erste Vorstellung jetzt auch wieder „Die Hugonotten“ mit der Crubelli als Valentine ansetzen konnte. Die Abonnenten, die ja von dem wahren Zusammenhang nichts ahnten, waren freilich über das lange Fortbleiben der sonst so außerordentlich beliebten Primadonna sehr entrüstet. Sie drohten sogar, sie mitleidslos auszuscheiden, um ihr eine Lektion zu erteilen. Die Stimmung war daher an jenem Abend sehr gespannt, und es herrschte eine auffallende Unruhe, bis im zweiten Akt die Zurückgekehrte auftrat. Da rettete ein besonderer Zufall sie vor den ihr zugeordneten unverdienten Beleidigungen. Als sie nämlich schüchtern und zögernd, wie es ihre Rolle vorschreibt, sich der Königin Margarethe nahte, hatte diese, nach der ursprünglichen Fassung des Textes, an sie die Aufforderung zu richten, die mit den Umständen auf das seltsamste übereinstimmte: „Nur näher, Kind, du darfst es wagen, nun des Besuchs Erfolg mir vorzutragen.“ Da brach einer der Zuhörer in lautes Lachen aus, und diesem Beispiel folgte augenblicklich das gesamte Publikum. Ein homerisches Gelächter, das nicht enden wollte, erschütterte das ganze Haus und steckte auch die Entrüsteten mit an, so daß sie jetzt entwaffnet waren. Aber auch die Antwort, die Valentine, nachdem man sich endlich wieder beruhigt hatte, der Königin zu geben hatte, entsprach beinahe ganz der Situation, ohne daß es jemand wußte. Sie lautete: „Der Graf gab mir sein Wort, er leihte Verzicht auf meine Hand sofort.“

Im folgenden Jahr gelangte die neue Oper Verdis „Die sizilianische Veſper“ in Paris zur Erſtaufführung, in der die Crubelli die Hauptrolle der Herzogin Elena kreierte. Ebenso wie Meyerbeer die erst 10 Jahre später aufgeführte allerdings viel bedeutendere „Afrikanerin“ besonders für die große Sängerin geschrieben hatte, so hatte auch Verdi für ihre persönliche Begabung, als Sängerin und Schauspielerin, die tragische Rolle der Herzogin Elena besonders komponiert. In dieser Rolle fand sie jedesmal so stürmischen Beifall, daß die Oper nicht oft genug wiederholt werden konnte.

Schon 1856 heiratete die so erfolgreiche Diva, erst 30 Jahre alt, den George Vicomte Bigier. Er stammte aus alter Pairfamilie und war mütterlicherseits ein Enkel des Marschalls Davoust, Herzogs von Auerstädt. Sein Vater besaß die großen Badeanstalten an den Ufern der Seine in Paris. Der Vicomte war sehr reich. Auf seinen Wunsch sagte die glückliche Gattin nun der Bühne Valet und vertauschte die Welt des schönen Scheins mit der des schönen Seins. Diese Heirat war um so bemerkenswerter, als damals Leute vom Theater, auch wenn sie den größten Ruf genossen, fast nie für würdig befunden wurden, in der guten Gesellschaft erscheinen zu dürfen. Bei der Crubelli war indessen immer schon eine Ausnahme gemacht worden. Wie groß aber war doch andererseits ihr Verzicht auf ihre berauscheden öffentlichen Triumphe und auf ihre geradezu fürstliche Gage.

Groß war nun auch das allgemeine Bedauern in der kunstliebenden Welt über das viel zu frühe Scheiden der wirklich unerzehlischen noch so jungen Primadonna aus der Öffentlichkeit. War es doch nicht nur ihr unvergleichliches, silberreines Organ, das stets alle bezauberte, sondern auch ihre ungewöhnliche Begabung als temperamentvolle Schauspielerin sowie die geistvolle Auffassung all ihrer großen Rollen rissen ihre Zuhörer, wie kaum sonst je, mit sich fort. Nur einen geringen Ersatz boten jetzt ihre Konzerte, die sie jahraus, jahrein, aber nur zu wohltätigen Zwecken gab. Es war jedesmal ein großes Ereignis, und alles drängte sich dazu. Denn sie vermochte, selbst ohne die Hilfsmittel von Kostüm und Dekorationen, die auf der Bühne die Wirkung der Sängerin bedeutend unterstützen, auch im Konzertsaal den größten dramatischen Eindruck zu erzielen und alle zu begeistern. Ein Zeichen ihrer außerordentlichen Begabung. So waren die Plätze trotz der sehr hohen Preise stets ausverkauft. Die Einnahmen waren daher ungemein groß und die Summen, die auf diese Weise im Lauf der Zeit den Armen und Kranken zugute kamen, ganz fabelhaft.

Für diese beispiellose Wohltätigkeit wurde der Sängerin eine einzigartige Ehrung zuteil. Sie erhielt im Jahr 1874 von Papst Pius IX. die Goldene Tugendrose, die äußerst selten und dann fast nur an gekrönte Häupter verliehen wird. Es ist dies eine ungemein kostbare, mit Edelsteinen besetzte goldene Vase, die sich nach unten stark verjüngt und nach oben mit 2 hochragenden Henkeln verziert ist, zierlich und schön stilisiert. Sie trägt die Widmung. Aus ihr erhebt sich ein Stamm mit sieben prachtvollen Rosen, die herrlich

duften, nebst ihrem Blätterwerk in natürlicher Größe. Alles aus purem Gold. Das Ganze hat eine Höhe von fast 60 Zentimetern. Ein Meisterwerk italienischer Goldschmiedekunst. Die sieben Rosen symbolisieren die sieben Kardinaltugenden. Das sind die vier antiken des Plato: Weisheit, Tatkraft, Selbstbeherrschung und Gerechtigkeit, sowie die drei theologischen: Glaube, Liebe und Hoffnung. Der Papst weiht die Rose als Sinnbild Christi, damit der Empfänger in aller Tugend durch Christus geadelt werde.

Die schon erwähnte berühmte Rivalin der Crivelli, aber auf einem andern Gebiet des Gesangs, Jenny Lind, erhielt auch einst eine Vase aus edlem Metall zugeeignet. Allerdings nur ein Scherz. Ein Verehrer von ihr, der ein Spaßvogel war, schickte ihr nämlich, als sie in Hamburg sang, eine silberne Vase. Auf ihr war die Widmung eingraviert: „Der schwedischen Nachtigall“. Gefüllt aber war sie mit der Lieblingspeise der Nachtigallen — mit Mehlwürmern.

Im Unterschied zu vielen andern Künstlerehen führte die Crivelli mit dem Vicomte ein glückliches Familienleben. Beide lebten während der heißen Sommermonate auf ihrem großen Landgut in der Normandie am erfrischenden Meeresstrand. Im Winter dagegen, in den ersten Monaten des Jahres in Nizza in ihrer am Bergeshang gegen rauhe Winde völlig geschützten, ruhig gelegenen, reizenden Villa, mitten in einem wundervollen Garten. Die übrige Zeit des Jahres, während der eigentlichen Saison, in Paris in ihrem prächtigen Palais. In Nizza wie in Paris war ihr gastfreies Haus stets ein Treffpunkt der großen Welt.

Ihrer Ehe entsprossen zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter. Letztere wurde ihnen leider bald wieder durch den Tod entzissen. Nachdem auch der Vicomte im Herbst 1882 das Zeitliche gesegnet hatte, zog sich seine Gattin völlig zurück. Noch bis in ihr hohes Alter war sie eine imposante Erscheinung voller Liebenswürdigkeit und Güte, und wenn sie sprach, war ihre Stimme noch immer von entzückendem Wohlklang. Ihr ganzes Leben war voller Harmonie gewesen. In ihrer schönen Villa zu Nizza starb sie am 6. November 1907 in einem Alter von fast 82 Jahren. Sie hinterließ den einen Sohn und ihren unsterblichen Ruhm.

„Von den Lebensgütern allen ist der Ruhm das höchste doch.
Wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch.“

IX. Schluß

Mein Vater hatte die Crüwelli nur als Kind in Bielefeld, wo sie noch das Söphken Crüwell war, gekannt und schwärmerisch verehrt. Sie war seine Knabenliebe gewesen. Er war noch nicht 14 Jahre alt, als er von Bielefeld nach Mainz kam. Wohl hat er danach ihrer noch oft genug gedacht, doch gingen beider Lebenswege für immer auseinander. Da er nicht die geringste Neigung hatte, Offizier zu werden, wollte er sich zunächst kaufmännisch ausbilden und dann zum Bankfach übergehen. Nachdem er sich daher im Mainz genügend vorbereitet und auch seiner einjährigen Dienstpflicht genügt hatte, vervollständigte er seine Ausbildung in einem großen Handelshaus in London, wo damals wißbegierige junge Kaufleute gern hingingen. War doch England die Heimat der modernen Industrie und des großen Welthandels. Dann trat er in Berlin in ein bedeutendes Bankgeschäft und 1846 in die königliche Preussische Bank, spätere Reichsbank, ein. Hier feierte der Unermüdliche auch das seltene Fest seines 50jährigen Dienstjubiläums. Abgesehen von einer 3 Vierteljahre währenden Dienstleistung beim 1. Bataillon des 13. Landwehr-Regiments in Münster, mit dem er an der Unterdrückung des badischen Aufstands 1848 und 49 teilnahm, und von einer kurzen Veretzung nach Memel, war er stets in Berlin tätig.

Von hier konnte er häufig genug in Potsdam seinen Vater besuchen. Unter den vielen alten Kameraden, mit denen dieser dort verkehrte, war auch Oberstleutnant Karl Papin, den er von Mainz her kannte und der seit dem Herbst 1848 sich in Potsdam zur Ruhe gesetzt hatte. Papin wohnte ebenfalls am Kanal in Potsdam und zwar an der Ecke der Kaiserstraße mit dem schönen Blick auf den weiten Wilhelmplatz. Dort verkehrte mein Vater nach seiner Rückkehr von Memel besonders gern, da es ihm die eine Tochter Pauline angetan hatte. Er heiratete sie 1858, obwohl sein Gehalt nur erst 800 Thaler betrug.

Im selben Jahr wurde meinem Großvater Meinhard von Jsing noch eine kleine Auszeichnung zuteil, indem er zur Disposition gestellt wurde. Das Interesse für militärische Angelegenheiten hatte er auch durchaus noch nicht verloren. Er hatte sich sogar mit einem Problem beschäftigt, das erst im letzten Krieg zur vollen Auswirkung gekommen ist, nämlich einen zusammenlegbaren Spaten konstruiert. Dieser sollte den leichten Truppen die Möglichkeit bieten, sich jederzeit schnell durch Erdaufwürfe zu decken, und außerdem durch die Art des Tragens als wirksamer Schild dienen. Er machte der preussischen

und dann auch der österreichischen Heeresleitung entsprechende Vorschläge, fand aber keinen Anklang.

Inzwischen war der Vielefelder Spielgenosse und Jugendfreund meines Vaters Albert Einecke, der als Sekonde-Leutnant beim Infanterie-Regiment Nr. 28 in Koblenz stand, 1851 auf 3 Jahre zur Kriegsschule nach Berlin kommandiert worden. Sofort erneuerte er eifrig die alten Beziehungen zu meinem Vater. Diese so innige Freundschaft war vonseiten Eineckes nicht selbstlos. Denn er warf, wie man zu sagen pflegt, mit der Wurst nach der Speckseite. Mein Vater war ihm Wurst, die Speckseite dagegen dessen jetzt 19-jährige recht hübsche Schwester Marianne, die er schon als Kind in Vielefeld so gern gemocht hatte. Wenn mein Vater daher Sonntags zu den Eltern nach Potsdam fuhr, kam Einecke getreulich mit und techtelmechtelte, wo sich nur irgend Gelegenheit bot, mit Marianne. So kam es bald zu einer heimlichen Verlobung der beiden, von der nur das gute Mutterchen und die alte Tante Tulla, die hier gerade zu Besuch war, wußten. Dem Vater wurde es verheimlicht. Denn zur Verheiratung fehlte es für absehbare Zeit am notwendigen Einkommen, und der Vater war schon wegen der übermäßig langen Verlobungszeit Gustavs, seines Ältesten, ärgerlich genug gewesen. Aber er erfuhr es dennoch schon nach kurzer Zeit. Nur ungern gab er schließlich seine Einwilligung, aber nur unter der Bedingung, daß die Besuche des jungen Bräutigams fürs erste so gut wie ganz unterbleiben mußten.

Schnell vergingen die Jahre für das Brautpaar sowie für die heranwachsende jüngere Schwester Jettchen unter nützlichen Beschäftigungen und manchem Unterricht, für Jettchen besonders im Malen, wozu sie auffallendes Talent zeigte und worin sie später auch Bedeutendes geleistet hat, für Marianne mehr im Klavierspiel und Gesang. Dazu fehlte es natürlich nicht an vielerlei Geselligkeit, Bällen und andern Abwechslungen. Oft fand sich auch Gelegenheit, eine Hoffestlichkeit mitzumachen. Ja, bei der Vermählungsfeier des Prinzen Friedrich mit der englischen Prinzessin Viktoria war das bildschöne Jettchen Ehrenjungfrau. Als sie 18 Jahre alt geworden war, wurde auch sie, ebenso wie die Schwester, auf eine Verwandtenreise besonders nach Vogelshang von den Eltern mitgenommen. In Köln hatte da Marianne Gelegenheit zu einem Stelldichein mit ihrem Bräutigam, der von Koblenz herüberkam, wo er nach Absolvierung der Kriegsschule wieder stand und zwar seit 1856 als Premier-Leutnant. Auch wurde dann die umfangreiche Tante Bertha, jetzt verwitwet, auf Schloß Bodelschwingh besucht. Sie war gerade Großmutter ge-

worden. Denn ihre Tochter Marie hatte sich im Jahr zuvor mit einem Verwandten, dem Rittmeister, spätern Landrat in Hamm, Ernst von Bodelschwingh, verheiratet, von denen Nachkommen heute noch leben.

Im Winter machte Zettchen auch in Berlin einige Bälle mit. Dort war sie in der Obhut der Majorin von Koscielski, deren Gatte ein ebenfalls pensionierter Regimentskamerad von Posen her war. Sie übernachtete dann auch bei Koscielskis in Berlin. Hier lernte sie den alleinstehenden, recht vermögenden Gerichtsassessor Dr. phil. Edmund Rump kennen. Lediglich auf Zureden der Majorin verlobte sich Zettchen mit diesem Hals über Kopf. Es war im Frühjahr 1860. Ein größerer Unterschied, als der zwischen diesen beiden, läßt sich kaum denken. Sie mit allen Reizen, die ein junges Mädchen begehrenswert machen: jugendliche Anmut, entzückende Schönheit, fröhliches Temperament, bezaubernde Liebenswürdigkeit, dabei Sinn für bescheidene Häuslichkeit, sich aufopfernde Selbstlosigkeit und ein goldenes Kinderherz, das sie trotz endloser, bitterster Erfahrungen während und auch nach ihrer Ehe, bis in ihr hohes Alter von fast 83 Jahren dennoch behielt. Er dagegen mit seinem von langen, straffen Haaren umrahmten, gelangweilten, ausdruckslosen Gesicht, selbstfüchtig, anspruchsvoll, bequem, eigensünnig, rechthaberisch und oft genug sogar sehr rücksichtslos. Zettchen hatte von Potsdam aus keinerlei Gelegenheit, ihren Bräutigam genauer kennenzulernen. Ihr Vater, dessen Tage bereits gezählt waren, hatte indessen nichts gegen die Verbindung einzuwenden. Es war vielmehr sein größter Wunsch, seine beiden Töchter noch vor seinem Hinscheiden versorgt zu sehen.

Deshalb richtete er auch jetzt ein Immediatgesuch an den Prinz-Regenten Wilhelm, um den Heiratskonsens für seine Tochter Marianne, die nun schon 8 Jahre mit dem erst kurz zuvor zum Hauptmann beförderten Albert Einede versprochen war, zu erhalten. Der Konsens wurde auch bewilligt. Daher konnte die Hochzeit beider Schwestern schon im Herbst 1860 stattfinden. Natürlich sollte diese am selben Tag gefeiert werden. Dies scheiterte jedoch am Eigensinn Rumps, der deshalb erst 4 Tage später heiratete. Dieser konnte mit seiner jungen Gattin eine längere Hochzeitsreise nach Italien antreten, da er völlig unabhängig war. Denn er hatte den Staatsdienst quittiert, weil ihm die kleine Stadt im Osten des Reichs, wohin er als Amtsrichter zunächst kommen sollte, nicht zusagte. So blieb seine einzige Arbeit sein ganzes langes Leben hindurch das Kuponabschneiden. Er behielt seinen festen Wohnsitz in Berlin, lebte aber auch weiterhin mehrfach in Italien, so daß Zettchen viel von der Welt zu sehen bekam.

Ihnen wurden 1862 und 63 in Berlin zwei Söhne, Max und Walter, geboren. Als die Kinder größer geworden waren, wurden die Reisen länger ausgedehnt, und die ganze Familie nahm in Florenz wiederholt monatelang Wohnung, zumal auch das Leben hier billiger als in Deutschland war. Erst 1875 siedelten sie endgültig nach Würzburg über, wo der zur Berufslosigkeit berufene Kump nach 81 tatenlosen Jahren starb. Von den Söhnen hinterließ nur Max, der Landgerichtsdirektor geworden war, eine Tochter. Sein einziger Sohn wurde im Handelsmarine-dienst auf dem Viermaster Barthold Binnen an der südchilenischen Küste vom Sturm erfaßt und ins Meer geschleudert, wo er mit seinen 19 Jahren ein allzu frühes Grab fand. Der Bruder von Max, der Oberkriegsgerichtsrat wurde, lebt unversehrt in Magdeburg im Ruhestand.

Ein viel bescheideneres, aber wohl glücklicheres Eheleben, als das der Schwester, war Marianne mit ihrem Albert Cinecke beschieden, den sie während der langjährigen Verlobungszeit Gelegenheit genug gehabt hatte, kennen und lieben zu lernen. War er doch voll treuherziger Biederkeit und unerschütterlichen Frohsinns, ein Mensch, der in die Welt paßte. Seine Hochzeitsreise führte lediglich nach Köln zu seinem 28. Regiment. Nachdem sich das junge Paar hier soeben erst ein wenig wohllich eingerichtet hatte, wurde es schon 1861 nach der nahen Festung Jülich versetzt.

Das Jahr 1861 war ein Unglücksjahr für die Familie Ffing. Es brachte ihr drei Todesfälle. Als im Januar meinen Eltern in Berlin das erste Kind, ein Söhnlein, geboren war, das nach dem Großvater den Namen Meinhard erhielt, wollte dieser es gern sehen. War es doch sein erstes Enkelkind. Deshalb fuhrten meine Eltern im Juni mit ihm nach Potsdam. Doch hatte es sich unterwegs erkältet und starb dort. Einen Monat später, am 27. Juli, segnete auch der Großvater das Zeitliche, er starb an Altersschwäche. Es war im 72. Jahr seines vielbewegten, verdienstvollen Lebens. Er war ein wahrhaft vornehmer, streng gewissenhafter, gütiger, bescheidener Mann gewesen voller Vaterlandsliebe, Gottesfurcht und Selbstlosigkeit. Ein echter Edelmann im wahren Sinn des Worts. Von ganzem Herzen wurde er beweint von seiner treuen Gattin, seinen lieben Kindern, allen Verwandten und zahllosen Freunden und Bekannten, die ohne Ausnahme ihn hoch geschätzt und geehrt hatten, sowie von den bedürftigen Witwen und Waisen, für die er trotz seiner vielen sonstigen Verpflichtungen jederzeit eine offene Hand gehabt hatte. Wer Liebe sät, wird Liebe ernten. Selten flossen so aufrichtige Tränen so vieler um einen. — Er starb in der festen Zuversicht, im Jenseits seine

vorangegangenen Lieben, vor allem seine ihm so früh entrißene erste Gattin Marianne, verklärt als Engel, wiederzusehen.

Ihm hat sein Schwiegerjohn Einecke ein dankbares Andenken dauernd bewahrt. Dieser und sein älterer Bruder Hermann, Direktor der Königlichen Bank in Köln, verdankten ihm auch sehr viel. So hatte, um letzterem seine Laufbahn zu ermöglichen, der Dahingeschiedene schon 1856 die hierfür notwendige Kaution von 2000 Thalern gestellt. Von ihm schrieb dann auch sein Schwiegerjohn Albert Einecke, als er bereits pensioniert war: „Dieser seltene Mann fand im Wohltun seine Freude, war aber unglücklich, wenn man davon sprach. Ein Christ in der wahren Bedeutung des Worts, liebte er seinen Nächsten mehr als sich selbst. Seine Herzensgüte wurde nur von seiner Demut und Bescheidenheit übertroffen. Streng gegen sich selbst, mild gegen andere, hat er überall, wo man ihn kannte, sich die größte Achtung und ungeteilte Liebe erworben.“

Von seinen acht Kindern überlebten ihn nur vier, die alle gut versorgt waren. Doch schon ein Vierteljahr später mußte noch einer von ihnen, Wilhelm, auch sein Leben lassen. Wie seinen Bruder Gustav verschlangen auch ihn die grausamen Fluten der heimtückischen Nordsee. Wie gut, daß der Vater diesen neuen bitteren Schmerz nicht mehr erleben mußte. Die andern drei Geschwister erreichten jedoch, wie schon erwähnt, ein hohes Alter.

Wilhelm war als sechster Sohn meines Großvaters 1836 in Bielefeld geboren und im Kadettenkorps in Potsdam und dann in Berlin erzogen worden. Er ging 1852 zur Marine über. Alsbald nahm er als Seekadett an Bord S. M. Fregatte Gefion zugleich mit S. M. Fregatte Mercur und S. M. Korvette Amazone an einer großen Weltreise teil, die sich auf fast 2 Jahre erstreckte. Zum Fähnrich zur See wurde er 1857 befördert und 1859 zum Leutnant zur See. Am 1. Juli 1861 erhielt er das Kommando zur Amazone, hatte jedoch eine Woche darauf zunächst auf der Kanonen-Schaluppe Nr. 7 Vermessungen des Saaler Boddens zu leiten, der nur durch die langgestreckte Halbinsel Dars von der Ostsee getrennt liegt und sich von der Insel Zingst bis zur mecklenburgischen Grenze erstreckt. Nach Beendigung dieser Arbeiten kehrte er auf die Amazone zurück. Diese segelte jetzt nach Danzig, um dort den notwendigen Austausch der Seekadetten vorzunehmen. Über diese Fahrt schrieb er am 8. Oktober aus Danzig an seine Mutter nach Potsdam: „Am 20. September gingen wir von der Jade fort und hatten vom 22. bis zum 29. einen der schönsten Aequinoctial-Stürme zu bestehen, die man

haben kann. Wir waren gerade in der Nordsee am Eingange des Skagerrack, als uns derselbe überraschte. Wir hatten auf Deck nicht weniger als $1\frac{1}{2}$ Fuß und in unseren Wohnkammern $\frac{1}{2}$ Fuß Wasser während zweier Tage. Mein Bett hatte sich zu einer Pfütze umgewandelt, und ich lag 3 Nächte im Nass. Am 1. Oktober liefen wir in Gothenburg ein, um uns etwas auszuruhen, und ließen den Sturm austragen. Am 3. gingen wir von dort wieder unter Segel und trafen gestern abend hier ein.“ Schon diese kleine Reise bei allerdings sehr schlechtem Wetter hatte erhebliche Reparaturen an der Korvette nötig gemacht. Doch nahm Wilhelm an, sie würde in 8 bis 10 Tagen wieder seetüchtig sein, um dann nach Lissabon, Madeira und den Kanarischen Inseln unter Segel gehen zu können, wo er einen recht angenehmen Winter zu verleben hoffte. Doch dauerten die Wiederherstellungsarbeiten erheblich länger.

Die Amazone, ein Segelschiff von 12 Kanonen ohne Maschinenantrieb, war 1842—44 erbaut, 1852 umgebaut und neuerdings als Schulschiff zur Ausbildung von Kadetten und Schiffsjungen unter dem Kommando des Leutnants zur See 1. Klasse Herrmann in Dienst gestellt worden. Jetzt sollte sie eine größere Winterübungsfahrt antreten. Das Unglücksschiff lichtete endlich am 30. Oktober in Neufahrwasser die Anker und kam am 2. November auf der Reede von Helsingör an. Schon am andern Tag konnte es mit günstigem Wind weiter segeln. Seitdem aber fehlt jedes Lebenszeichen von ihm. Es ist niemals wieder gesehen worden. Auch von seiner 114 Mann starken Besatzung ist merkwürdigerweise ebensowenig, wie seiner Zeit von dem englischen Fährdampfer Violet, auch nur einer jemals ans Land gespült worden. Nur einzelne Schiffstrümmer wurden an der holländischen Küste aufgefunden. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat die Amazone in den damals herrschenden schweren Novemberstürmen einen großen Teil ihrer Takelage eingebüßt und wurde manövrierunfähig. Schließlich wurde sie auf die Sandbänke vor Texel, die sogenannten Haaks, geworfen und ging am 14. November 1861 mit Mann und Maus unter. 5 Offiziere, 19 Kadetten, 38 Matrosen, 36 Schiffsjungen und 16 andere Mannschaften, darunter ein Arzt, verloren hier ihr junges hoffnungsvolles Leben.

Viele Zeitungen zweifelten die Seetüchtigkeit des Schiffs stark an und erhoben gegen das Oberkommando der Marine die schwersten Vorwürfe, die jedoch von amtlicher Seite energig zurückgewiesen wurden. Eine sehr eigentümliche, Aufsehen erregende, romanhafte Geschichte veröffentlichte „Die Gartenlaube“ 1862 in Nr. 27/28.

Da erzählt der erste Steuermann eines nordamerikanischen Segelschiffs ausführlich, wie sein Kapitän in der Nordsee die Amazone, die einen nur sehr wenig seetüchtigen Eindruck machte, in den Grund gebohrt habe. Hierzu sei dieser von Mitgliedern der preußischen Junkerpartei bestochen worden. Sei doch dieser Partei die damals erst in der Entwicklung begriffene preußische Kriegsmarine, als eine angeblich demokratische Einrichtung, ein Dorn im Auge gewesen. Nun aber folgte das Ärgste: in einem Nachwort trat die Schriftleitung der „Gartenlaube“ für die volle Wahrheit der Darstellung energisch ein, daß die Korvette übersegelt worden sein müsse. Die Geschichte erscheint deshalb widersinnig, weil von den 24 Offizieren und Kadetten der Amazone nicht weniger als 13 adlig waren. Sie findet aber dadurch ihre Erklärung, daß die „Gartenlaube“ damals ein ganz links eingestelltes Blatt war. Sie hegte bei jeder Gelegenheit und auf jede Weise gegen den Ausbau der jungen preußischen Flotte.

Trotz der Schrecken des Meeres, die sich heute allerdings sehr verringert haben, hat sich die Vorliebe für große Seefahrten auch auf mich vererbt. Ja, auch Lustreisen habe ich als Freiballonführer im Inland und Ausland, über Meer und schneebedeckte Gebirge in großer Anzahl ausgeführt. Alle meine Fahrten verliefen glücklich. Doch gingen zwei Schiffe, mit denen ich gefahren war, kurze Zeit darauf verloren. Fast jedes Jahr war ich früher, während meiner Urlaubszeit, als ich im Auswärtigen Amt in der Politischen Abteilung einen ebenso angenehmen wie interessanten Posten als Hofrat inne hatte, und nach meiner Pensionierung meist während der Hälfte des Jahres nach und nach in allen Küstenländern Europas und Nordafrikas unterwegs. Auch führten meine Reisen durch den Kaukasus, Spitzbergen, Island und Amerika. Wie oft kam ich da an den Sandbänken von Goodwins und von Texel vorüber und gedachte voller Wehmut meiner beiden Oeime, die hier ums Leben kamen.

„Keine Blume schmückt die Stelle,
Und kein Hügel zeigt den Ort,
Nur des Meeres flücht'ge Welle
Und der Wind rauscht drüber fort.“

Im stürmischen November, wie die Amazone, fuhr ich 1928 wieder dort vorüber mit demselben Ziel, den Kanarischen Inseln, wo ich glücklich landete. Aber die Monte Cervantes, mit der ich gekommen war, scheiterte auf ihrer Weiterreise. Das schöne Motorschiff der Hamburg-Südamerika-Linie hatte in Hamburg gerade das Dock verlassen, wo seine gewaltigen Lecke ausgebessert worden waren,

die es durch Auflaufen auf Treibeis vor Spitzbergen, im äußersten Norden des Erdballs bekommen hatte. Jetzt aber machte es von Buenos Aires aus eine Touristenfahrt nach dem malerischen Feuerland. In dessen gefährlichen Meerengen lief es auf ein Riff auf und mußte im äußersten Süden der Erdkugel untergehen. Mismet! Die Fahrgäste jedoch und die Mannschaft, weit über tausend an der Zahl, wurden gerettet. Nur der gewissenhafte Kapitän Dreher, den auch ich kannte, erlitt selbstlos den Seemannstod. Noch ein zweites Schiff wurde bald, nachdem ich es verlassen hatte, ein Opfer der Wellen. Es war der französische Dampfer Liban, der vor Jahren den Verkehr zwischen Korsika und dem Festland vermittelte. Er wurde wenige Tage, nachdem ich mit ihm gefahren war, von einem andern Schiff gerammt und ging so schnell unter, daß nicht weniger als 128 Passagiere und Mannschaften ihren Tod in den Wellen fanden.

Nach dem Hinscheiden ihres so innig geliebten Gatten mochte meine Großmutter Auguste von Zing nicht länger in der jetzt ganz vereinsamten Wohnung in Potsdam bleiben. Sie folgte daher gern der dringlichen Einladung ihrer Tochter Marianne nach deren jetzigen Garnisonstadt, dem kleinen altertümlichen Jülich. Sie kam von einem Totenbett zu einem Wochenbett. Mochte wohl die Seele des Großvaters in das Enkelkindchen übergegangen sein, das hier das Licht der Welt erblickte? Jedenfalls ging die Liebe der Großmutter zu ihrem verewigten Gatten auf die kleine Enkelin über, die nach ihr den Namen Auguste erhielt. Gustchen war dann auch bestimmt, später ihrem Gatten, dem Oberamtmann Emil Caesar, ebenso viele Kinder zu schenken, wie die Großmutter gehabt hatte, nämlich sieben. Alle kamen in Johannetten-
thal bei Detmold, der großen Domäne, die Caesar gepachtet hatte, zur Welt. Von ihnen leben heute noch sechs. Fünf sind verheiratet, und Gustchen ist jetzt selbst Großmutter von nicht weniger als fünfzehn Enkeln. Gustchens Brüder, Wilhelm, Major a. D. in Detmold, und Albert, Dozent für Acker- und Pflanzenbau in Potsdam, haben jedoch jeder nur eine Tochter. Auch die Geburt Wilhelms 1863 in Jülich und die Alberts 1869 in Torgau erlebte unsere Großmutter noch.

Aufs schwerste wurde sie aber schon bald nach der Geburt Gustchens durch die furchtbare Nachricht von dem schrecklichen Tod ihres hoffnungsvollen Sohns Wilhelm in den kalten Fluten der grausamen Nordsee getroffen. Er war noch im jugendlichen Alter von 25 Jahren und noch nicht verheiratet. Sein ganzes Herz hing noch an der lieben Mutter und das der Mutter an ihm. Sein letzter, noch soviel Lebensluft atmender Brief an sie nach Jülich lautete:

„Am Bord S. M. S. Amazone, den 29. Oktober 1861 abends 7.
Mein bestes Mutterchen.

Du erhältst hiermit den letzten Brief aus Danzig. Morgen früh geht es in See. Unser nächstes Ziel ist Lissabon. Doch werden wir wohl vorher einen englischen Hafen anlaufen. Wie lieb es mir ist, daß ich endlich einmal wieder in die freie See hinauskomme, kannst Du Dir denken. Ich fühle mich hier am Bord glücklich und zufrieden. Wir sind im ganzen in der Messe vier Offiziere: von Dobeneck, von Negelein, Pietsch und ich, außerdem ein Arzt Dr. Engelbrecht, und vertragen uns ganz ausgezeichnet. Danzig habe ich hinter mir. Wir liegen jetzt in Neufahrwasser, und ich bin glücklich aus den Pechstiefeln herausgeschlüpft, die man mir hier gestellt hatte. Sind wir wieder einmal traulich beisammen, so sollst Du etwas Näheres darüber hören. Wenn Du nach dem schönen Potsdam zurückkommst, werde nicht traurig! Halte Deinen Geist aufrecht und lebe für uns, Deine Kinder! So oft ich kann, schreibe ich Dir, mein gutes Mutterchen. Wir gehen nun nach Lissabon, nach dem Lande des schönen Weins und der häßlichen Frauen. Komme ich zurück, so wollen wir uns alle mal zusammensetzen und uns von dem köstlichen Wein bene tun, den ich mitzubringen gedenke.

Du wirst Dich über anliegende Geldsendung wundern, mein bestes Mutterchen. Es sind meine Ersparnisse von den Vermessungen und von der Amazone. Da ich Aussicht habe, bald nach England zu kommen, so brauche ich fürs erste kein deutsches Geld und bitte Dich daher, es für mich zu bewahren, da ich es nach zurückgelegter Reise wohl brauchen werde. Du brauchst übrigens nicht zu denken, daß ich ein Smauser geworden bin. Solltest Du oder Marianne etwas gebrauchen, so ist es natürlich vollkommen zu Euerer Disposition, und ich erwarte, daß Ihr Euch dessen bedienen werdet. Zu Weihnachten mache Marianne davon ein kleines Geschenk, so viel es Dir gut dünkt.

Man muß schon auf See etwas zurücklegen, um nachher am Lande nicht ganz krumm liegen zu müssen. — Schwager Albert gibt mir auch noch gute Ratschläge, was ganz lobenswert von ihm ist. Sage ihm man, daß ich nicht aus der alten Finglichen Art schlagen werde. — Vor Ablauf von vier Wochen erhältst Du wahrscheinlich keine Nachricht von mir. Sollten wir England anlaufen, so natürlich früher. Glaube nur keinen Zeitungsberichten, die nicht verfehlen werden, allerhand fabelhafte Berichte über die Amazone zu bringen. Die Hälfte davon ist immer gelogen. — Bitte schreibe mir in etwa drei Wochen nach Lissabon unter der Adresse des preussischen Konsuls. —

Aber nun, gutes Mutterchen, lebe wohl! Ich küsse Euch alle und sage Euch ein herzliches Lebewohl. Wenn auch nicht auf ein baldiges, doch auf ein frohes und glückliches Wiedersehen!

Dein treuer Sohn Wilhelm.“

Wie oft mag wohl dieser Brief von der völlig zusammengebrochenen Mutter tränenden Auges gelesen worden sein. Sollte er denn auch wirklich tot sein, der lebensfrohe, liebe Gute? So fragten sich noch monatelang in Jülich Mutter, Schwester und Schwager. Sie hofften von einem Tag zum andern und warteten. Er aber kam nicht wieder. Das gierige Meer gab seine Beute nicht zurück. Es war der dritte Fing einer und derselben Generation, den die tosenden Wellen verschlungen hatten. Von den drei Unglücksschiffen waren zwei bemerkenswerterweise Segelschiffe und das dritte ein kleiner Postdampfer.

Bald kamen neue Sorgen für die Großmutter. Schon zu Anfang 1862 wurde sie zur Pflege an das Wochenbett ihrer jüngern Tochter Jettchen nach Berlin gerufen. In schneller Folge wurden ihr noch weitere Enkelkinder geboren, auch bei ihrem jetzt einzigen Sohn, meinem Vater. Wiederum in Jülich erlitt sie aber einen neuen heftigen Schreck, der sogar zu einem leichten Schlaganfall führte, als 1866 nach der Schlacht von Königgrätz die Nachricht anlangte, daß ihr Schwiegersohn Einede geblieben sei. Der Schlaganfall erwies sich jedoch ebensowenig ernst wie die Hiobspost. Denn in dieser entscheidenden Schlacht erhielt Einede bei Probus, wo er den Sachsen gegenüberstand, nur einen Prellschuß vor die Brust, der ihn aber zu Boden streckte. Er blieb bis gegen Abend besinnungslos auf dem Schlachtfeld liegen und wurde als gefallen gemeldet. Als er dann von seinem Burschen endlich aufgefunden und aufgerüttelt wurde, schlug er verwundert die Augen auf, und es stellte sich heraus, daß sein Unfall gar kein Unfall war. Die Kugel, die ihn zu Boden gerissen, hatte zuerst seinen zusammengerollten Mantel durchbohrt und dadurch schon die größte Gewalt verloren. Dann hatte sie das hier steckende Fernrohr verbeult und war schließlich am Geldtäschchen, das er mit einigen Goldstücken auf der Brust trug, abgeprallt. Sonst wäre sie wohl leicht tödlich gewesen. So konnte der wieder Aufgestandene zur größten Freude der Seinen nach Haus schreiben, daß er unverletzt und gesund sei.

Aber ein neuer, graufiger Feind, der viel schlimmer und erbarmungsloser war, als der jetzt geschlagene, verfolgte das siegreiche Heer bis in die Heimat, die Cholera. Durch sie wurden bedeutend mehr dahingerafft, als durch Pulver und Blei. Sie drang bis Berlin vor und

nahm auch mein 4jähriges Schwesterchen Nina mit sich fort. Diesen Namen führte sie nach ihrer Großmutter Nina Papin. So ging der Würgeengel der fürchterlichen Epidemie dicht genug an meinen Eltern und an mir, damals erst im zarten Alter von 2 Jahren, vorüber. Auch mein im folgenden Jahr zur Welt gekommenes Schwesterchen Olga wurde nur ein Jahr alt, so daß ich nach Verlust dreier Geschwister den Eltern als einziges Sorgenkind übrig blieb, bis ihnen zu Weihnachten 1869 das letzte Kind, mein Bruder Karlchen, beschert wurde.

8 Tage nach dessen Geburt schloß meine Großmutter Auguste von Ffing für immer ihre Augen. Es war am 2. Januar 1870 in Berlin, wohin sie 2½ Jahre zuvor gezogen war und zwar in dasselbe Haus am Planufer, wo meine Eltern wohnten. Sie starb im 67. Jahr ihres Lebens, das so reich an wechselndem Leid und Freud gewesen war. Nun wurden ihr wenigstens die unruhigen, sorgenreichen Zeiten erspart, die das beginnende Jahr mit dem Krieg gegen Frankreich bringen sollte. Ihre Tochter Marianne war mit ihrem Gatten im Postwagen, trotz Schnee und Kälte, in der Sylvesternacht aus Torgau an das Totenbett des geliebten, guten Mutterchens gekommen, während ihre andere Tochter Fetzchen mit ihrer Familie im fernen Italien weilte.

Einecke war 2½ Jahre zuvor von Jülich nach Torgau als Major zum 4. Thüringischen Infanterie-Regiment Nr. 72 versetzt worden. Mit diesem Regiment zog er an der Spitze seines Bataillons gegen Frankreich ins Feld. In der mörderischen Schlacht bei Mars la Tour am 16. August wurde ihm das Pferd unter dem Leib erschossen, und eine Kugel riß ihm die Axtarde vom Helm. Er stürmte zu Fuß weiter vor. Es kam zum Bajonettkampf. Die Verluste waren ungeheuer groß. Am Abend erhielt er die Meldung, daß sein Oberst von Heldorf und die beiden andern Bataillonskommandeure gefallen seien, so daß er jetzt das Regiment selbst zu führen hatte. Der Verlust an Offizieren in dieser schrecklich blutigen Schlacht belief sich auf 178. Am selben Abend traf er den Vetter seiner Frau, Major Jean Baptiste von Ffing, der hier, wie schon erwähnt, schwer verwundet worden war und bald darauf seinen Wunden erlag. Nach 2 Tagen kam es wiederum zu einer fürchterlichen, aber entscheidenden Schlacht bei Gravelotte und St. Privat. Einecke führte sein Regiment in die Schlacht und setzte den Angriff richtig an. Doch entstand durch einen Zwischenfall eine Panik. Da hielt er einen davonlaufenden Trommler und einen Hornisten fest und ließ zum Angriff blasen. Schnell sammelten sich die Leute wieder und gingen jetzt unaufhaltsam vor. Der Feind wurde völlig geschlagen und zog sich in die Festung

Meß zurück. Für seine Tapferkeit in beiden Schlachten wurde Einede mit den Eisernen Kreuzen II. und I. Klasse ausgezeichnet. Bei der Belagerung von Meß erkrankte er schwer an der Ruhr, die sich schnell unter den Truppen verbreitet hatte. Doch wurde er im Lazarett zu Honnes wiederhergestellt. Die Hoffnung, daß der Krieg mit der Schlacht bei Sedan beendet sein würde, erfüllte sich leider nicht. Es folgten noch die viermonatige Belagerung von Paris und die Niederwerfung der Loire-Armee sowie des Widerstands Gambettas bei grimmiger Winterkälte, unter der auch Einede zu leiden hatte. Um so größer war dann die Freude beim Einzug der siegreichen Truppen nach Friedensschluß in Torgau.

2 Jahre darauf wurde er zum Oberstleutnant und 1875 zum Oberst und Kommandeur des 4. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 30 in Diedenhofen, später in Saarlouis befördert. Leider verstand er es nicht, sich mit seinem Divisions-Kommandeur Erzellenz von Kraatz-Koschlaw in richtiger Weise zu stellen, obgleich ihm dies um so leichter hätte werden müssen, als dessen Gattin Mathilde, geborene Rump, die Schwägerin seiner eigenen Schwägerin Jettchen Rump war. Doch sucht ja so mancher gern, seinen eigenen Kopf durchzusetzen, und scheitert daran. So mußte er bereits mit 52 Jahren seinen Abschied nehmen. Diese Order vom 9. Juli 1878 ist vom Kronprinzen vollzogen, da der Kaiser gerade damals vom Attentäter Nobiling angehoben worden war. Nun siedelte er, nachdem er kurze Zeit in dem für ihn doch zu kostspieligen und unruhigen Wiesbaden gewohnt hatte, nach dem stillen Detmold über, das damals noch keine Eisenbahn hatte. Zog es doch ihn ebenso wie seine Gattin nach dem herrlichen Teutoburger Wald zurück, an dessen Fuß, in Vielefeld, beide geboren waren und ihre ersten glücklichen Kinderjahre verlebt hatten. 27 Jahre ruhte er in Detmold auf seinen Lorbeeren aus, die in dieser langen Zeit doch etwas welk geworden waren.

Während er in der Vollkraft seiner Lebensjahre und bei strotzender Gesundheit als Oberst pensioniert worden war, mußte sein Sohn Wilhelm eines schweren schmerzhaften Leidens wegen schon als Major seinen Abschied nehmen und wählte ebenfalls das reizvolle Detmold als Ruhesitz, wo er mit seiner Familie heute noch lebt. Als aber der Weltkrieg ausbrach, zog er dennoch an der Spitze der Vielefelder Landwehrmänner, die einst auch unser Großvater von Ffing und sein Urgroßvater von Below befehligt hatten, hinaus ins Feld. Ich lasse ihn hierüber selbst erzählen: „Wir kamen erst nach Beendigung des wirklichen offenen Kampfes von Diedenhofen aus,

als schon längst der Schützengrabendienst im Gange war, ins Feld und blieben dauernd im Westen. Nur das letzte Jahr kam ich noch nach der Ukraine. — Heldentaten habe ich draußen überhaupt nicht begangen. Ich bin nur pflichttreu und gewissenhaft meinen Weg gegangen, wie jeder meiner braven Landwehrleute, bis zum bitteren Ende. Diese, wenigstens die besseren Elemente von ihnen, die doch auch schon ein gewisses Alter hinter sich hatten, haben mich übrigens, wie ich allerdings erst lange nach dem Kriege erfahren habe, „Papa Einede“ getauft. Erst Januar 1919 sind wir aus Rußland zurückgekommen.“ Das Eiserne Kreuz erhielt er bei Maincourt. Obwohl ihn während der langen schrecklichen Kriegsjahre die Kugeln oft genug umschwirrten und manche Granate in seiner Nähe einschlug, blieb er hiergegen, ebenso wie sein Vater, gefeit. In dieser Hinsicht hatten die Einedes mehr Glück als die Ffings.

Mein einziger Bruder Karl erlitt schon zu Beginn des Weltkriegs, am 23. Oktober 1914, als Kompagnieführer im Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 234, bei Langemark in Flandern zugleich mit der Blüte der deutschen Jugend den Heldentod fürs Vaterland. Er war 1888 in Detmold in das 6. Westfälische Infanterie-Regiment Nr. 55 eingetreten. Auch in Bielefeld stand er längere Zeit als Leutnant beim 2. Bataillon dieses Regiments. Das Bataillon war 1877 dorthin verlegt worden, während die Fünfzehner nach Minden kamen. In Bielefeld verkehrte er viel bei unserer Tante Mathilde von Ffing, geborenen Crüwell, bis sie am 21. Mai 1893 in ihrem 77. Lebensjahr das Zeitliche segnete. Häufiger Gast war er gleichfalls in der Familie des spätern Handelsministers Th. von Möller, des einen Inhabers der bekannten Weltfirma R. & Th. Möller, Maschinenfabrik, Kesselschmiede und Eisengießerei in Brackwede. Leider hatte er, schon als Hauptmann, eines chronischen Leidens wegen den Abschied nehmen müssen und lebte bis zum Kriegsbeginn in Jena, wo er sich etwas mit Gartenbau beschäftigte. Denn er liebte die Natur besonders, wie unser Großvater und auch ich.

Ist auch die Ffingische Nachkommenenschaft vielfach verzweigt und weit ausgebreitet, so stirbt doch der Mannesstamm mit mir aus, ebenso wie bei fast allen Familien, von denen ich erzählt habe, der Name am Erlöschen oder bereits erloschen ist. So blieb ich übrig, „als letzte Säule. —

Auch diese, schon geborsten,
Stamm stürzen über Nacht.“